Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt**

Band (Jahr): **69 (1987)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweizer Frauenblatt

Nr. 7/8 Juli/August 1987 Fr. 4.20 69. Jahrgang AZ 8703 Erlenbach

Frauen und Kirche

Frauen in New York

Frauen mit Ideen

Frauen und Budgets

Ihr Hotel im Herzen der Stadt Zürich

Wenige Schritte vom pulsierenden Leben der Bahnhofstrasse, mitten im Einkaufs- und Geschäftszentrum.
Das komfortable, ruhige Stadthotel mit erstklassigem Komfort zu Mittelklass-Preisen. Alle Zimmer mit Direktwahltelefon, Farb-TV, WC/Bad oder Dusche.

Hotel
Seidenhof
Zürich City
Suisse/Switzerland

Sihlstrasse 9, 8021 Zürich
Telefon 01-211 65 44, Telex 813160
Ein ZH-Betrieb

Astrologische Psychologie

Das Horoskop als Diagnose- und Selbsterfahrungsinstrument
Persönliche Beratungen
Kurse, Seminarien, Sommerschulen
Beraterausbildung mit Diplomabschluss
2 Jahrzehnte Lehrererfahrung
Bitte verlangen Sie kostenlose Prospekte.

Astrologisch-Psychologisches Institut (API)
Bruno und Louise Huber
Postfach 87, CH-8134 Adliswil
Tel. (01) 710 37 76

Frau Kaufmann ist bekannt, erfolgreich und diskret. Sie hilft Ihnen mit ihrer

medialen Begabung

Durch **Kartenlegen** bei Entscheidungen, privaten oder beruflichen **Problemen.**
Durch **Astro-Psychologie** für **Zukunfts-**, Partnerschafts- und Personenanalysen.
Durch **Telepathie** bei **Prüfungen** usw.
Durch **Fernbehandlung** aller **geistig** beeinflussbaren Begebenheiten.
Auch Langzeitbehandlung.

Nähere Auskunft und Anmeldung morgens ab 7 Uhr
Telefon (056) 71 13 45

Werbung schafft Kontakte
Tel. 01/913 51 11

academia gymnastica
psychosomatische Funktionslehre
Bet Hauschild-Sutter

- **Laufende Kurse**
  Vormittags, nachmittags, abends
  auch Kinderkurse, Geburtsvorbereitung

Stiftung Seminar
academia gymnastica

- **3½jährige Berufsausbildung mit Diplomabschluss als Gymnastiklehrer der Fachrichtung psychosomatische Funktionslehre und Tanztherapie**
- **Nächster Kursbeginn: 26. Oktober 1987**

Schule und Seminar: Gockhausen, Rütistrasse 52
Postadresse, Sekretariat: Doldertal 26, 8032 Zürich
Telefon Laienschule:
Bet Hauschild-Sutter, 47 73 53, möglichst 13–14 Uhr
Telefon Seminar:
Helena Holenstein-Windlin, 252 83 14

MRS-Institut
Dr. Monique R. Siegel
Witikonerstrasse 105
8032 Zürich
Telefon 01/53 77 79

Sich ausdrücken, die eigene Meinung überzeugend präsentieren, ohne Herzklopfen vor einem Publikum die richtigen Worte sagen ... Das könnten Sie nie? Natürlich könnten sie das – spätestens nach dem **MRS-Seminar «Überzeugend reden»** (mit VIDEO-Aufzeichnung).

Montag, 17. und 24. August 1987

Lesehilfe immer dabei: **Vergrösserungsbrille**

- Nur **Fr. 29.–** inkl. Etui und Porto
- Geschliffene Gläser, Metallgestell
- Auswahlsendung verschiedener Stärken
- kein Kaufrisiko (Rückgaberecht)

Luxuriöse Spezialmodelle für grössere Kopfformen oder gehobene Ansprüche **Fr. 38.50.–** inkl. Porto

Amesa AG, 8640 Rapperswil, Citihaus 32 a, Tel. (055) 27 71 63

Der grosse Kriegskorrespondent Scholl-Latour hat einmal gesagt, vielleicht wäre gar nicht der Frieden, sondern der Krieg der Normalzustand der Menschheit. Hoffen wir, dass diese pessimistische Sicht die Folge einer déformation professionelle sei. Wer sein Leben auf Kriegsschauplätzen verbringt, muss wohl skeptisch werden. Doch selbst fern der Schlachtfelder erscheint unser Dasein nur selten als friedlich-heiterer Spaziergang, sondern eher als ein steiniger Pfad, auf dem es immer wieder Kämpfe auszutragen gilt. ■ Und Kämpfe bringen Verletzungen mit sich, Verletzungen, mit denen wir irgendwie fertig werden müssen. Ob Intrigen am Arbeitsplatz oder Schwierigkeiten in der Ehe, ob Geldverlust, Enttäuschungen mit den Kindern oder Krankheit, ob Treulosigkeit des Partners, Midlife-Krise oder Pensionierungsschock, es fehlt nicht an negativen Erfahrungen. Viele neigen deshalb dazu, über die Ungerechtigkeit der Welt zu klagen und dabei im gleichen Atemzug recht intensiv ihre Mitmenschen zu beschuldigen. Alle – oder fast alle – sind schlecht, die Männer, die Frauen, die Politiker, die Aussteiger, die Umweltverschmutzer, die Grünen usw. Schliesslich sind sie dafür verantwortlich, wenn wir immer wieder verletzt werden – wir, die wir doch so sensibel sind. ■ Schade nur, dass wir oft viel zuwenig an die Sensibilität der anderen denken. Sind sie vielleicht nicht auch verletzt, selbst aus Gründen, die wir nicht kennen. Oft kann schon unser blosses Dasein als Vorwurf oder Behinderung empfunden werden: Du hast den begehrten Job oder begehrten Mann gekriegt – ich nicht. Du hast das Glück, die Gesundheit, die Kraft – ich nicht. Wir können nichts dafür, denn dieses Leben ist kein Garten Eden. Es gibt immer Gewinner und Verlierer. Doch wir sollten nicht erwarten, dauernd von allen geschont, geschätzt und geliebt zu werden. Wir sollten nicht nur für uns selber sensibel sein, sondern auch sensibel für unsere Mitmenschen.

Charlotte Peter

Zum Titelbild:
New York /Times Square

Bildagentur: Schuster/Kummels

Schweizer Autorinnen, ihre Erfolge und ihre Probleme **4**
New York für Frauen **8**
Ariane von der Weid und ihre Kunstteppiche **10**
Geld und Haushalt **11**
Veranstaltungskalender **13**
Bund Schweizerischer Frauenorganisationen **14**
Literarischer Leserbrief **15**
Frauen in der Dritten Welt **16**
Diskussion um Tagesschulen **19**
Krebs als Schicksal **21**
Interview mit der Protestsängerin Erna Brünell **22**
Frau und Kirche **25**
Kurznachrichten **25**
Dank der indischen Slumfrauen **27**

Impressum

Schweizer Frauenblatt
1919 gegründet
69. Jahrgang
Erscheint monatlich

Herausgeber: Hans Menti
Redaktion: Dr. Charlotte Peter und Ursula Oberholzer
Gestaltung: Irma Schlumpf
Herstellung: Börsig AG

Verlag Börsig AG
Bahnhofstr. 40, 8703 Erlenbach ZH
Tel. (01) 913 51 11, PC 80-3323-6
Telefax (01) 910 87 72

Abonnementspreis:
Schweiz Fr. 41.–, Ausland Fr. 51.–

Die Namen von Schweizer Autorinnen haben in der aktuellen Literaturszene einen guten Klang. Unsere Schriftstellerinnen werden ausgezeichnet, übersetzt, in den Medien vorgestellt und sogar – gelesen.

In der Literaturszene einen guten Klang

Wer sich auch nur einigermassen für moderne Literatur interessiert, wird Namen wie Erica Pedretti, Erika Burkart, Anne Cuneo, Hanna Johannsen oder Evelyne Hasler rasch zur Hand haben. Auch über die Lebensumstände dieser Frauen ist einiges bekannt. Wir wollten Genaueres wissen und interessierten uns für die konkreten Arbeitsbedingungen, die wirtschaftliche Existenzbasis und das Selbstverständnis von Autorinnen, die allesamt nicht in literarischen Salons, nicht im Elfenbeinturm und schon gar nicht in der Welt der Schönen und Reichen leben. Wie kommen sie mit dem Alltag zurecht? Können sie vom Erlös ihrer Bücher leben? Wie steht es um ihre Altersvorsorge? Und vor allem: wie schreiben sie, welches ist ihre Arbeitsmethode? In einer ersten Runde sprachen wir mit Margrit Schriber, Magdalena Vogel und Helen Meier.

Margrit Schriber

wurde 1939 in Luzern geboren, absolvierte später eine Banklehre und lebt heute als freie Schriftstellerin in Zofingen. Sie schreibt Erzählungen, Romane und Hörspiele.

Margrit Schriber wählt als «Heldinnen» vielfach zögernde, passive, unsichere Frauen, die schutzlos dem Leben – und den Männern – gegenüberstehen. Frauen, die sich nicht zur Wehr setzen, sondern die Flucht ergreifen. Die Wirtin im «Muschelgarten» in den Alkohol, Magda, im neuesten Werk der Autorin «Tresorschatten», in die vom Glanz der Welt abgeschnittenen Tresorräume einer Bank.

Margrit Schriber:
Tresorschatten, Roman,
Muschelgarten, Roman,
beide Bücher Nagel & Kimche
Magdalena Vogel:
Die Verwerfung der Jahreszeiten, Lyrik/Prosa,
Das Erwachen im Traum,
Kurzgeschichten,
Zwischen Milchstrasse und
Sackgasse, Gedichte,
alle drei Bücher pendo-Verlag
Helen Meier:
Das Haus am See, Erzählungen,
Das einzige Objekt in Farbe,
Erzählungen,
beide Bücher Ammann-Verlag,
Trockenwiese, Erzählungen,
als Fischer-Taschenbuch erhältlich.

«Sein Mund an meinem Ohr.
Wie die gewisse Person flüstern konnte.
Schlösser, Weltgebilde
aus Worten,
mir zum Entzücken.
Auf Sand gebaut.
... Ich muss von Sinnen gewesen sein.»
Aus «Tresorschatten»

Ist Margrit Schriber selbst ein Mensch, der sich vor den Anforderungen und Verletzungen des Lebens zurückzieht?

«Meine Geschichten zeigen Zwischenstationen. Die meisten Frauen gewinnen erst in einem Erfahrungs- und Selbsterkennungsprozess das nötige Selbstvertrauen. Ich bin kein passiver Mensch, aber ich musste selbständiges Handeln erst lernen. Ein wichtiger Schritt dahin war meine Scheidung. Der erlittene Schmerz hat mich gestählt. Alles, was ich mir seither aufgebaut habe, ist nun mein Werk und gibt mir Selbstvertrauen.»

Wie kam Margrit Schriber überhaupt zur Schriftstellerei, wie fand die eher schüchterne Frau den Mut, sich publizistisch zu bestätigen?

«Meine Jugend war fast ohne Bücher. Die Liebe zur Sprache und meine Phantasie drückten sich in den Schulaufsätzen aus. Dies veranlasste meine damalige Lehrerin zur Feststellung, ich würde wohl einmal Schriftstellerin werden. Diese Voraussage nahm ich ganz konkret, obwohl ich gar nicht richtig wusste, was das eigentlich ist. Ich lebte damals mit meiner Mutter in Brunnen, und da ich gute Zeugnisse hatte, riet man mir zu einer Banklehre in Schwyz. Nun ist ja die Welt der Banken weit entfernt von jener der Literatur. Dennoch bewirkte die kaufmännische Ausbildung etwas Wesentliches: ich lernte, die Sprache von Überschwang und Ballast zu befreien und mich klar und verständlich auszudrücken. Und genau das kam später meiner schriftstellerischen Arbeit zugute. Auch gab mir die kaufmännische Ausbildung während langer Zeit die Möglichkeit, relativ problemlos meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Nach meiner Heirat gab ich allerdings den erlernten Beruf vorerst auf und betätigte mich auf allen möglichen Gebieten, beispielsweise als Fotomodell. Doch die frei Zeit, die mir als junge Hausfrau blieb, nutzte ich schon bald einmal zum Schreiben. Angeregt durch das Buch ‹Deutschland erzählt› im Fischer-Verlag war ich mit der deutschen Nachkriegsliteratur bekanntgeworden und vertiefte mich in die Werke jener Jahre. Selbst schrieb ich allerdings vorläufig Glossen und Artikel für die Lokalpresse und den ‹Nebenspalter›. Dann wagte ich mich an erste Erzählungen.»

Von Anfang an bekam Margrit Schriber gute Kritiken und wurde im Weiterschreiben ermuntert. Einen eigentlichen Durchbruch erlebte sie aber erst nach ihrer Scheidung mit den Romanen «Kartenhaus» und «Vogel flieg».

Parallel zu den Prosatexten verfasst sie auch regelmässig Hörspiele, die am Schweizer Radio sehr sorgfältige Inszenierungen mit ausgezeichneten Schauspielern finden. «Es ist allerdings schade, dass die Hörspiele nach ein bis zwei Ausstrahlungen in die Archive verschwinden. Man sollte die Kassetten wie Bücher ausleihen oder kaufen können. In besonders guter Erinnerung ist mir das Stück ‹Entschuldigung›, das durch Agnes Fink eine ergreifende Interpretation erfuhr.»

Wie sieht nun der Alltag von Margrit Schriber aus? «Mein schönes Einfamilienhaus mit Garten habe ich vorigen Herbst aufgegeben und wohne nun in einer originellen Dachwohnung. Zwar werde ich meinen Garten im Sommer vermissen, doch ist das Wohnen für mich nicht so wichtig. Entscheidend ist mein inneres Gleichgewicht. Ich bin wie eine Katze und kann überall heimisch sein. Mein Tagesablauf ist sehr regelmässig. Da ich Frühaufsteherin bin, kann ich mir morgens etwas Zeit lassen. Dann aber setze ich mich an den Schreibtisch und vertiefe mich in die Arbeit. Dabei wende ich neuestens sogar die moderne Bürotechnik an und tippe meine Manuskripte auf Disketten, die dann direkt in die Druckerei gehen.

Abends fahre ich oft zu Vorlesungen in Kulturkreise, Buchhandlungen usw. Auch in höheren Schulen lese ich gerne. Dieser Kontakt bedeutet mir viel. Nach den Aussagen der Zuhörer hilft eine Autorenlesung auch zum besseren Verständnis des Textes. Doch haben solche Veranstaltungen noch einen zweiten Sinn und Zweck. Da sie in der Regel honoriert werden, bilden sie einen Bestandteil meines Einkommens. Trotz dem befriedigenden Verkauf meiner Bücher könnte ich nicht von der Schriftstellerei alleine leben. Autorenlesungen sollten noch viel öfter veranstaltet werden.»

Auch Preise und Auszeichnungen haben ihre Bedeutung durchaus nicht nur in der erwiesenen Ehre, sondern sind für Margrit Schriber – und für viele andere Autoren – im eigentlichen Sinn lebensnotwendig. Wie steht es nun um die Altersvorsorge? Unsere Autorin wehrt das Thema keineswegs ab, denn sie weiss wohl, dass in einem erfüllten Leben auch die äusseren Bedingungen stimmen sollten. «Meine regelmässige Radioarbeit wird mir einmal helfen, meine AHV aufzubessern, da ein Fonds für regelmässige freie Mitarbeiter besteht.» Margrit Schriber steht also, im Gegensatz zu mancher ihrer Romangestalten, positiv und realitätsbezogen im Leben. Ihr Sensorium für die feinen Mechanismen des Schicksals wird dadurch keineswegs gestört. Im Vergleich mit ihren Gestalten, die sich vielfach in einer Schwellensituation befinden, scheint *sie* die Schwelle zu einer bewussten und gereiften Lebensgestaltung überschritten zu haben. Wichtig für die Autorin ist der Kontakt mit ihrer Verlegerin Renate Nagel, die sich besonders um Nachwuchstalente kümmert und von der sie sich getragen und verstanden fühlt.

Magdalena Vogel

wurde 1932 in Zürich geboren, wo sie auch heute lebt. Sie ist die Tochter des bekannten Schriftstellers und Literaten Traugott Vogel. Obwohl ausgebildete Lehrerin, arbeitet sie heute jedoch als Redaktionsassistentin beim Verein «Jugend und Wirtschaft».

In einer besonderen Situation befindet sich die Lyrikerin, die ja in der Regel in grösseren Abständen schmale Bändchen publiziert, die sich oft nur zögernd verkaufen und ganz bestimmt nie in Bestsellerlisten erscheinen. Auch wer in der Lyrik einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht hat und gute Kritiken erhält, wird nie vom Ertrag seiner dichterischen Arbeit leben können, ja hat oft Mühe, seinen Verleger zu finden und in Zeitungen und Zeitschriften den Abdruck einzelner Gedichte zu erreichen. Das Schreiben von Lyrik wird also fast immer mit einem Brotberuf verbunden sein und vom Autor beziehungsweise von der Autorin unermüdlichen Einsatz erfordern.

Wir unterhielten uns mit Magdalena Vogel, die seit vielen Jahren Lyrik und kurze Prosa schreibt, jedoch infolge starker «brotberuflicher» Belastung kaum Zeit und Ruhe für das Verfassen eines Romans finden würden. Nun ist allerdings die knappe Form vermutlich gerade die Stärke dieser Autorin, und es wäre möglich, dass die äusseren Gegebenheiten doch auch wieder der ganz besonderen inneren Struktur der Schriftstellerin entsprechen. «Ich trage einen berühmten Namen», nennt sich eine originelle Fernsehsendung von Hans Gmür, und eben dies könnte auch Magdalena Vogel von sich sagen, wobei «berühmt» vielleicht durch «bekannt» zu ersetzen wäre.

«Wer liebt
ist ausgesetzt
Bestenfalls Findelkind
auf der Schwelle des Lebens
Bleibt noch die Frage
ob es ihn aufnimmt.»

Aus «Zwischen Milchstrasse und Sackgassen»

Traugott Vogel war in der Zürcher Literaturszene während und nach dem Zweiten Weltkrieg eine geschätzte und einflussreiche Persönlichkeit. Er schrieb Gedichte, Romane und Erzählungen, war als Lehrer tätig und darüber hinaus mit vielen Autorinnen und Autoren, mit Medienleuten und bildenden Künstlern befreundet. Eine besonders enge Freundschaft verband ihn mit dem Zürcher Dichter und Lehrerkollegen Albin Zollinger, dessen Werk zwar nie in Vergessenheit geriet, aber dennoch zurzeit wieder vermehrte Beachtung und Würdigung findet. Zollinger war Magdalenas Pate und ihm beziehungsweise seinem Werk fühlt sich Magdalena Vogel auch heute noch verpflichtet. Was bedeutete für Magdalena dieses angeregte literarische Milieu, das allerdings auch stark von der Volksschule geprägt wurde, war doch gerade in jenen Jahren die Mehrzahl der Schweizer Autoren als Lehrer tätig?

«Ich wuchs als Einzelkind auf und erfuhr als solches Zuwendung im Übermass. Die Tatsache, dass meine Eltern zuvor eine schwere Krise in ihrer Beziehung durchgestanden hatten, verlieh meiner Geburt ein besonderes Gewicht, was sich später auch als Belastung für mich auswirkte. Dennoch, die Persönlichkeit meines Vaters prägte mich in hohem Masse; er ist für mich noch immer gegenwärtig. Selbst Lehrerin werden wollte ich eigentlich nie, obwohl gerade dies der Wunsch meiner Eltern war. Nach dem allzufrü-

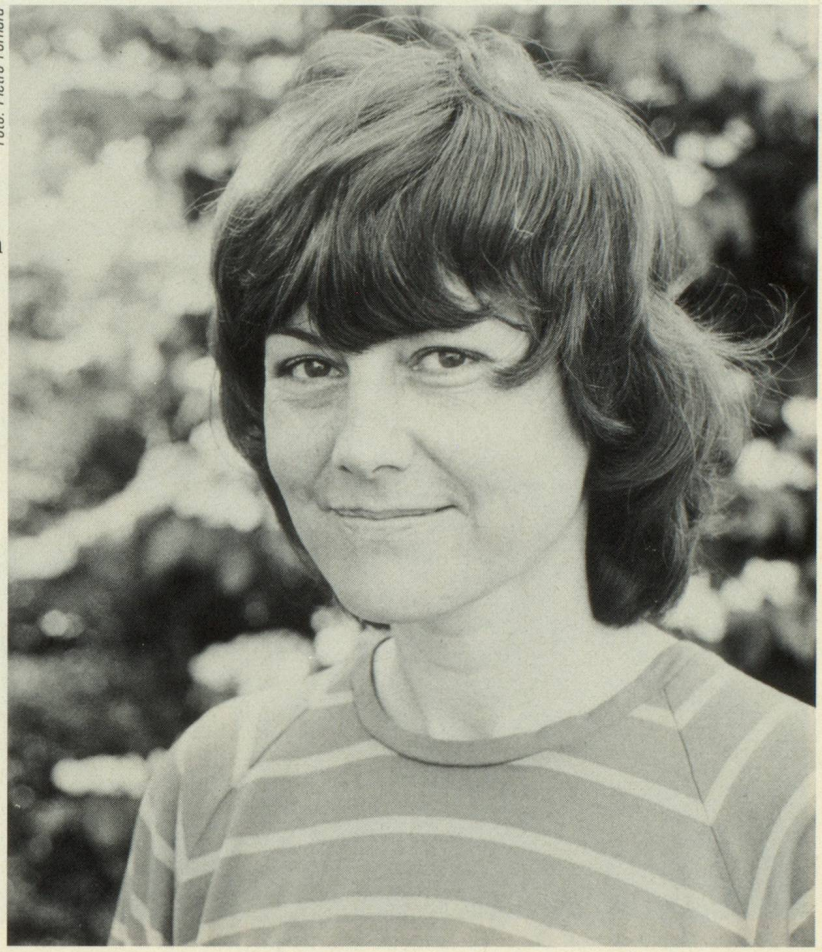


Foto: Pietro Fornara

Die Luzernerin Margrit Schriber erlebt ihren schriftstellerischen Durchbruch nach der Scheidung.

hen Tod meines Vaters absolvierte ich dann aber doch nach der Matur das Oberseminar, allerdings ohne später in diesem Beruf so richtig Fuss zu fassen. Verschiedene Studienjahre, zum Teil an der Sorbonne in Paris, vermochten zwar meine Freunde an den Sprachen zu nähren, öffneten mir jedoch keine konkreten Berufsmöglichkeiten. Heute bin ich halbtags beim Verein ‹Jugend und Wirtschaft› tätig. Es ist dies zwar eine interessante Aufgabe, die mir aber doch keine echte Befriedigung schenkt.»

Man mag sich nun vorstellen, das Verfassen von Gedichten sei nicht sehr zeitaufwendig und eine zweite Tätigkeit würde da noch drinliegen. Dazu Magdalena Vogel: «Ich bin eigentlich eine dreigeteilte Frau. Einerseits bringt mir das Einfamilienhaus meiner verstorbenen Eltern, das ich noch immer bewohne, zwar viel Lebensqualität, aber auch viel Arbeit. Anderseits beschäftigt mich der Nachlass meines Vaters noch immer beziehungsweise immer wieder, und schliesslich möchte ich möglichst viel Zeit für meine schriftstellerische Arbeit freihalten.

Aber da kommen beispielsweise Studenten, die eine Dissertation über Zollinger schreiben wollen und Näheres über seine Beziehungen zur Familie Vogel wissen möchten. Da kommen Medienschaffende, Autoren, alte Freunde, die mich besuchen, mir anläuten, Wünsche und Anliegen vorbringen. Natürlich kann ich im Interesse meines Vaters und Albin Zollingers nicht nein sagen, denn die Werke der beiden Autoren verdienen es in hohem Masse, dass man sich auch heute noch damit beschäftigt. Und da bin ich dann eben die Schlüsselfigur, die Auskünfte gibt, Unterlagen vermittelt, Kontakte weiterpflegt. Natürlich bringen solche Beziehungen menschlich viel und ich möchte sie nicht missen. Nur: die Zeit zum Schreiben wird dadurch einfach zu knapp.»

Wie schreibt man eigentlich Gedichte, wollten wir von Frau Vogel wissen. Sie denkt kurz nach und meint dann: «Ausgelöst wird der Wunsch, ein bestimmtes Gedicht zu schreiben durch eine Stimme, einen Eindruck, einen Duft, einen Erinnerungsfetzen. Dann ist vielleicht eine einzige Zeile oder eine Wortfolge da, sozusagen als Keimzelle. Nun gilt es, an der genauen Formulierung zu arbeiten, die kurze Empfindung zu verdeutlichen, dem Ganzen eine Form zu geben. Dies bedeutet harte Arbeit, die durchaus nicht ‹poetisch› ist, sondern ein Ringen mit Worten, ein Hinuntersteigen in die eigene Seele verlangt. Und das kann alles andere als erfreulich sein. Durch die starke Belastung infolge meiner Halbtagsarbeit und die erwähnten Aufgaben rund ums Werk meines Vaters bin ich oft so unter Druck, dass die in mir schwelenden Gedanken, Gefühle und Formulierungen einfach nicht an die Oberfläche dringen können.»

Wir stellten auch an Magdalena Vogel die Frage nach der Altersvorsorge und stiessen auf lebhaftes Interesse. «Als ich jung war, habe ich diesem Problem kaum Beachtung geschenkt und war eher nachlässig im Einzahlen der Beträge während meiner Ausandabwesenheit. Das wird sich einmal negativ für mich auswirken, und ich möchte eigentlich jungen Autorinnen den Rat geben, diesbezüglich nicht zu sehr in den Wolken zu schweben. Immerhin wird mir meine Arbeit bei ‹Jugend und Wirtschaft› eine kleine Rente bringen. Und dank dem Haus meiner Eltern bin ich auch nicht mittellos, wobei zu bedenken ist, dass ein älteres Haus unablässig Unterhalts- und Reparaturarbeiten bedingt.»

Wie steht es mit Literaturpreisen, Werkjahrbeiträgen, Auszeichnungen usw.? Magdalena Vogel betont, dass sie diesbezüglich in der Stadt Zürich bisher nicht schlecht weggekommen ist. Was sie sich aber wünschen würde, wäre der vermehrte Abdruck von Gedichten durch Zeitschriften und Tageszeitungen und die regelmässige Rezensierung von Gedichtpublikationen. «Dies ist praktisch die einzige Möglichkeit, um auf neue Lyrik aufmerksam zu machen und den Verkauf von Gedichtbändchen zu fördern.» Ein solcher Wunsch scheint uns eigentlich leicht erfüllbar zu sein, zumal erwiesenermassen viele Menschen (und vermehrt auch jüngere Leute) gerne Gedichte lesen, jedoch manchmal den Zugang nicht finden.

Foto: Bernhard Moosbrugger

Die Zürcherin Magdalena Vogel zählt zu den besten deutschsprachigen Lyrikerinnen.

Helen Meier

wurde 1929 in Mels geboren wo sie auch ihre Kindheit verlebte. Sie besuchte in Rorschach das Lehrerseminar und ist heute in Heiden als Sonderschullehrerin tätig. Ihren Durchbruch als Schriftstellerin schaffte sie am Wettbewerb um den Ingeborg-Bachmann-Preis im Jahre 1984.

Als im Herbst 1984 die damals bereits 55jährige Helen Meier in Klagenfurt mit dem Ernst-Willner-Stipendium ausgezeichnet wurde, ging ein grosses Staunen durch die «literarische Szene» der Schweiz – kaum jemand hatte zuvor von dieser Autorin gehört. Ausser einer: der Verleger Egon Ammann. Er nämlich hatte die Publikation eines ersten Bandes mit Erzählungen von Helen Meier in Vorbereitung, und es war ihm gelungen, den deutschen Literaturpapst Marcel Reich-Ranicki davon zu überzeugen, dass diese Autorin zum Wettbewerb um den Ingeborg-Bachmann-Preis eingeladen werden musste. «Ich fuhr völlig unbelastet nach Klagenfurt, war weder von Hoffnungen noch von Erwartungen erfüllt, son-

dern genoss es einfach, unter so vielen Menschen mit ähnlichen Interessen zu sein.» So war denn auch für Helen Meier die Überraschung perfekt, als ihr das begehrte Stipendium zugesprochen wurde. Was hat ihr dieser späte spektakuläre Erfolg gebracht? Helen Meier: «Einerseits verkaufte sich mein Erstling gut und ich war sozusagen über Nacht bekanntgeworden. Anderseits bedeutete die Auszeichnung für mich persönlich eine Bestätigung und schenkte mir ein gefestigtes Selbstvertrauen. Ich fühle mich nun als Schriftstellerin.»

Helen Meier unterrichtet seit Jahren an einer Sonderschule in Heiden. Eine Aufgabe, die den ganzen Menschen fordert und nur erfüllt werden kann, wenn der Beruf mehr als ein Broterwerb ist. Wie schafft die Autorin dieses Nebeneinander von zwei anspruchsvollen Tätigkeiten?

«Mein Beruf belastet mich heute weniger als früher, da ich auf eine grosse Erfahrung zurückgreifen kann und ganz genau weiss, wie ich diese Art von Unterricht erteilen und gestalten muss. Für mich persönlich hatte der Beruf in verschiedenen Lebensphasen einen sehr unterschiedlichen Stellenwert. Es gab Zeiten, in denen er zum eigentlichen Lebensinhalt wurde und mir Halt und Hilfe bedeutete. Heute haben sich die Gewichte verlagert und ich bin froh, wenn ich – wie eben in diesem Jahr – einmal einen unbezahlten Urlaub nehmen kann, um mich einer grösseren schriftstellerischen Arbeit, einem Roman, zuzuwenden. Sonst schreibe ich meistens in den Ferien und an Wochenenden. Die Fünftagewoche an den Schulen, die nun allerorts diskutiert wird, wäre für mich sehr hilfreich. Allerdings schreibe ich verhältnismässig leicht. Ich muss nicht um jede Formulierung ringen. Ist eine Geschichte einmal zu Papier gebracht, brauche ich eigentlich nur noch Feinarbeit zu leisten. So komme ich zeitlich ganz gut zurecht.»

Helen Meier schildert in ihren Erzählungen fast immer Frauen, die unausweichlich am Glück, an der Erfüllung vorbeigehen, die mit Enttäuschungen und Frustrationen fertig werden müssen, Frauen auch, die aus dieser Situation heraus manchmal eine gewisse Bosheit entwickeln. Frauen, die ein Schicksal erleiden, in das sie selbst kaum eingreifen können oder wollen. Dazu die Autorin: «Für mich sind einfach die Verliererinnen literarisch ergiebiger als die Siegerinnen. Die Tragik fesselt mich mehr als das Glück. Die Tatsache, dass meistens Frauen im Mittelpunkt meiner Geschichten stehen, führe ich darauf zurück, dass ich intuitiv, ‹aus dem Bauch heraus›, schreibe und nicht durch den Intellekt gefiltert. So ist es ganz natürlich, dass mir die Welt der Frauen nähersteht, als jene der Männer. Ich finde jedoch auch die Psyche der Männer sehr interessant und habe ja auch einzelne Erzählungen aus deren Sicht geschrieben.»

Die Ostschweizerin Helen Meier gewann mit 55 überraschend den Ingeborg-Bachmann-Preis.

«Es gibt Freundschaft, Liebe, die nur ein paar Stunden duftet, nachher stinkt sie, eine raschverfaulende Frucht, ein Komposthaufen der Illusionen, dem Verfall bestimmt ... man muss das einsehen und auseinandergehen, obwohl die zähe Materie unserer Hoffnungen und Süchte nach Verbleiben schreit.»

Aus «Trockenwiese»

Helen Meiers Personen sind oft in wenigen Strichen messerscharf gezeichnet, so dass sich die Frage aufdrängt, ob es sich dabei um eigentliche Porträts handle? Tatsächlich findet sie ihre Themen und Personen in der näheren ländlichen oder kleinstädtischen Umgebung und verarbeitet viele Beobachtungen aus dem täglichen Leben in ihrem Werk. Dennoch: «Jede meiner Buchgestalten ist die Zusammensetzung aus verschiedenen Situationen und Beobachtungen. Jede Gestalt erhält auch ein Stück von mir, gleichzeitig sind meine Geschichten aber niemals autobiographisch zu verstehen.»

So ist beispielsweise das Bild einer fast grausam possesiven Mutter, das da und dort auftaucht, keineswegs eine persönliche Erfahrung.

«Ich hatte eine sehr glückliche Jugend bei verständnisvollen Eltern. Mein späterer beruflicher Werdegang wurde auch nicht von meinem Vater, der selbst Lehrer war, diktiert. Aber es gab damals für ein begabtes Mädchen in der Ostschweiz weniger berufliche Möglichkeiten als heute. Da wir in Mels oder Umgebung kein Gymnasium hatten, besuchte ich eben die Sekundarschule und anschliessend das Lehrerseminar.

Der Gedanke, einmal Schriftstellerin zu werden, wäre mir überhaupt nicht gekommen. Zwar verfasste ich, wie viele andere junge Menschen auch, schon in der Schule Gedichte, doch mass ich dem keine besondere Bedeutung bei. Später, als ich regelmässig Erzählungen schrieb, suchte ich in grösseren Abständen einen Verleger, bis ich dann schliesslich beim Ammann-Verlag auf echtes Interesse und die Bereitschaft, ein Buch von mir herauszubringen, stiess. Zuvor hatte ich allerdings schon bei Erzählungswettbewerben des Orell Füssli- und Beobachter-Verlages Preise gewonnen und war in den entsprechenden Publikationen gedruckt worden.»

Beim Lesen von Helen Meiers Geschichten fällt auf, dass ihre Gestalten zwar seelisch oft darben und in der Liebe wenig Erfüllung finden, daneben aber durchaus Sinn für den Reichtum der Natur, die Köstlichkeiten schmackhaft zubereiteter Speisen, die Freude an Blumen, Früchten, Beeren und anderen Geschenken eines Gartens haben. Und da nun spricht sich Helen Meier ganz offensichtlich aus der Seele. Sie erklärt freimütig, dass gutes Essen, das Schalten und Walten in der eigenen Häuslichkeit viel für sie bedeutet und dass sie nicht der intellektuelle Schreibtischtyp ist. Sie wandert gerne, arbeitet mit den Händen und hält dabei die Augen offen. Über den Menschen und seine seelischen Abgründe macht sie sich gleichzeitig keine Illusionen. Von Gedankenaustausch mit Schriftstellerkolleginnen hält sie nicht viel. Und dies durchaus nicht aus Überheblichkeit. Aber: Am Schreibtisch ist man ihrer Erfahrung nach allein. Was man aus den eigenen Fähigkeiten heraus nicht schafft, kann einem auch sonst niemand beibringen. Helen Meier vertraut auf die eigenen Kräfte und weiss heute, dass sie auf einen reichen inneren Fundus zurückgreifen kann, der ihr immer wieder Themen und Formulierungen schenken wird. So ist denn auch soeben ein dritter Band mit Erzählungen, «Das Haus am See», erschienen, einen ersten Roman hat sie eben fertiggestellt und ein zweiter steht vor ihrem inneren Auge. Der überraschende Erfolg in Klagenfurt war also kein Strohfeuer, sondern ein zwar später, aber fundierter und seither vielfach bestätigter Durchbruch. *Annemarie Stüssi*

Die Frage, ob Frauen allein nach New York fahren sollen, beantwortet Fatima Igramhan in ihrem recht nützlichen Buch «New York selbst entdecken» mit Ja und Nein. «Für extravertierte Frauen, die schnell Kontakte knüpfen, ist New York ideal. Schüchterne Naturen müssen hier lernen, Aktivitäten zu entwickeln, sonst wird die Stadt schnell zur Horrorinsel», schreibt sie.

New York für Frauen

Das Letztere scheint mir übertrieben. Wer sich für irgendetwas auf dieser Welt interessiert, muss in New York einfach aktiv werden, denn in New York gibt's alles. Das Problem für mich ist daher immer nur die Auswahl. Hier einige völlig konträre Vorschläge:

Für Kultur-Pilgerinnen

Ein wahres Paradies auf Erden ist New York für Theater- und Kunstfreunde. Allerdings läuft man Gefahr, allzu viel in sich hineinzufressen und dann nach eine oder zwei Wochen ziemlich erschöpft ins Flugzeug zu steigen. Hier einige Tips:

Vernissagen finden meist am Samstag statt, weshalb es sich lohnt, diesen Tag für die 57th Street und die Madison Avenue zu reservieren.

Alle reden von der Ticketzentrale am Times Square, doch muss man dort oft recht lange anstehen. Zudem gibt's die verbilligten Karten ausschliesslich für Shows, die schon lange laufen oder die nicht sonderlich erfolgreich sind. Wer sich eine Hot Show wie zum Beispiel «Les Misérables» oder «Me an my Girl» in den Kopf gesetzt hat, gehe eine Stunde vor Vorstellungsbeginn zum betreffenden Theater und schaue sich um. Wahrscheinlich erscheint sehr bald ein geschäftstüchtiger Retter, der eine Karte zu verkaufen hat, natürlich mit Zuschlag. Weit weniger Chancen hat man bei Hotelportiers.

Noch zuwenig bekannt bei eiligen Touristen ist das sehr vielseitige Brooklyn Museum, das übrigens auch auf Spezialtouren besucht wird.

Über Off- und Off-Off-Broadway-Shows orientieren am zuverlässigsten die Zeitungen «Village Voice», «Backstage» und «Variety». Wer sehen möchte, wie die Superreichen einst gelebt haben, halte sich an die Frick Collection (1 East und 70th Street) und ans Cooper Hewitt-Museum (2 East und 91th Street), wo stets interessante Designer-Ausstellungen gezeigt werden.

Die meisten Galerien für moderne und modernste Kunst finden sich in SoHo, darunter Leo Castelli am 420 West Broadway, wo unter anderen Rauschenberg, Jasper Johns, Stella, Cy Twombly, Roy Lichtenstein und Andy Warhol entdeckt wurden. Manche Adressen wechseln allerdings derart schnell, dass es sich kaum lohnt, in Reiseführern nachzublättern. Das Spannendste entdeckt man beim Bummeln.

Nicht zu versäumen: in den Sommermonaten finden im Central Park zahlreiche Open-air-Konzerte statt, die von riesigen Zuhörermassen besucht werden und durchweg höchstes Niveau haben. Sie sind übrigens gratis.

Für Neugierige

Hinter dem offiziellen New York, das in Prospekten angepriesen und auf Stadtrundfahrten gezeigt wird, verbergen sich hundert völlig andere Städte. Da gibt es Strassen, die an Warschau, Havana, Hongkong oder Kairo erinnern, Gegenden, in denen spanisch geredet wird und Gegenden, in denen Ostern nach orthodoxem Ritus stattfindet, Häuserblocks, in denen ausschliesslich Künstler wohnen und solche, wo beschützt von schwerbewaffneten Bodyguards die Reichen residieren. Und überall kann man Überraschendes erleben!

Im Black Fashion-Museum (155 West 126th Street) erklärt ein freundlicher Gentleman den recht entscheidenden Einfluss, den die Schwarzen auf die amerikanische Mode ausübten. Sklavinnen nähten einst die Roben der High Society, inbegriffen jener der First Ladies, ihre Nachkommen aber führten die Tradition weiter. Ann Lowe beispielsweise schuf das Hochzeitskleid der Jackie Kennedy.

Im Southern Seaport, am Ende der Fulton Street, ist ein Stück alter Hafenromantik neu erstanden. Dazu gehören alte Segelschiffe, mehrere Seemannsläden, ein grosses Shopping-Center sowie eine ausgezeichnet gemachte Tonbild-Show über das New York von einst.

Zwischen der 4. und 6. Strasse im East Village kämpfen Graffittikünstler aus Südamerika und Asien für die Rechte der Dritten Welt. Junge Leute, die die Bilder mit Engagement erklären, sind

dort fast immer zu finden. Der Strand von Coney Island kann kaum zum Baden empfohlen werden, denn dazu ist er zu vergammelt. Dafür bietet der Vergnügungspark «under the boardwall» am Wochenende ein Maximum an volkstümlichem Fun.
Im Plaza Hotel (Central Park/Fifth Avenue) wird der Five o'clock tea unter Palmen und mit ausgesuchtester Noblesse zelebriert. Ein guter Tip zum Entspannen bei leiser Salonmusik und delikatem Kuchen.

Für Feministinnen

New York war in den sechziger Jahren das Zentrum der Frauenbewegung, seither ist es stiller geworden. Immerhin gibt Gloria Steinen noch immer ihre Zeitschrift «MS» heraus, immerhin besitzt auch jetzt noch keine zweite Stadt mehr Frauenorganisationen, Frauentreffs und Frauenclubs. Am besten hierüber informiert das «Women's Directory», das in vielen Buchhandlungen erhältlich ist, die «Women-News» und das bereits erwähnte «MS-Magazine». Ebenso lohnt es sich, in der Buchhandlung «Womenbooks», 201 West 97 Street, die Anschläge zu lesen. Dort finden sich unter anderem Hinweise der Lesbenvereinigungen, der «Women against Rape», der «Women against Pornography» des «Comittee for Abortion Rights and against Sterilisation», der «Radical Women», usw. usw.
Einiges bewirkt hat die Frauenbewegung also doch. Möglicherweise bestehen bereits so viele streitbare Hilfsorganisationen, dass es nicht mehr notwendig ist, auf die Strasse zu gehen.

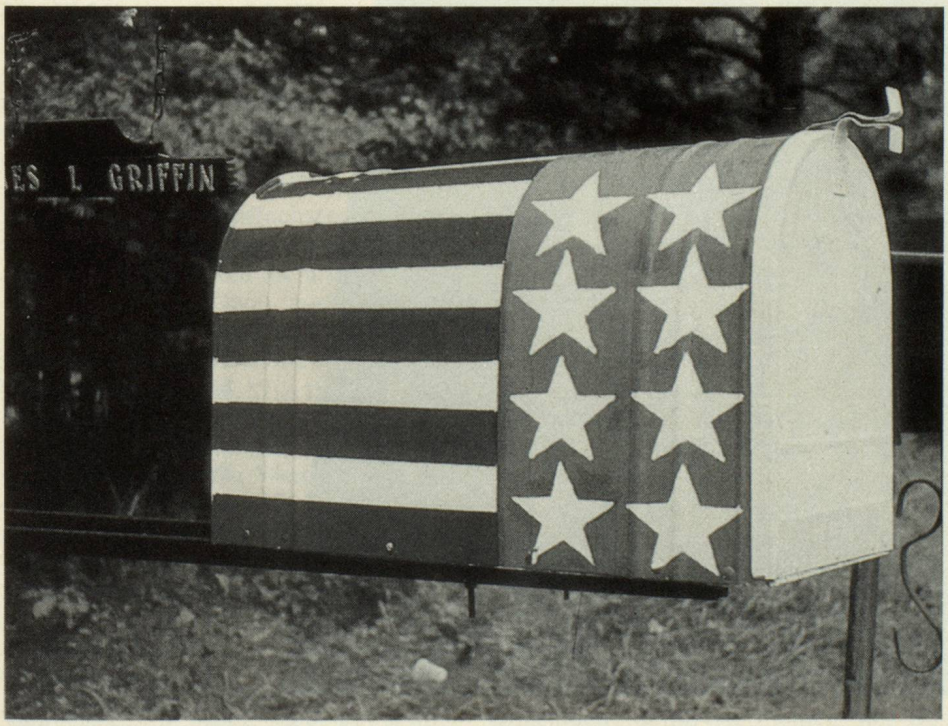
Für Geniesserinnen

Weit besser als ihr Ruf ist in New York die Verpflegung, dies zumindest dann, wenn man sich den lokalen Bräuchen anpasst. Es beginnt mit einem happigen Frühstück in einem der vielen Kettenrestaurants, zum Beispiel in einem «Deli». Dort werden nicht nur jede Art von Eierspeisen, Fruchtsäften, Flocken und Omeletten serviert, sondern – im Zeichen des Fitness-Bewusstseins – auch jede Art von Vollkornbrot und Joghurt.
Für einen kleinen Lunch empfehlen sich die oft recht hübschen Lokale in Mid-Town, in SoHo oder im Village, wobei man sozusagen an jeder Strassenecke die Wahl hat zwischen italienisch, chinesisch, amerikanisch und health food, lies: riesigen Salatbuffets.
Immerhin darf in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen werden, dass weder die Pizza noch das süss-saure Schweinefleisch allüberall sehr echt schmecken. So achte man bei den Italienern auf die Plakette «Ciao Italia» mit der Trikolore und bei den Chinesen auf die Gesichter der Gäste. Sind die Augen nicht zu rund und die Nasen nicht zu spitz, dürfte es klappen mit der kantonesischen oder pekinesischen Küche.
Am Abend empfehlen sich für alleinreisende Frauen vor allem die Restaurants im Theater-District, ganz besonders die Steak Houses. Ich selber bevorzuge die «Charly»-Restaurants, wo man für 16 Dollars ein Salatbuffet mit Crevetten à discrétion, ein riesiges Stück Prime Rib of Beef, einen halben Liter Wein und Kaffee erhält.

Für Shopping-Fans

Dollarkurs hin oder her, New York ist eine teure Stadt, denn die Versuchungen sind dort überaus gross. An der oberen Madison Avenue reihen sich die top-eleganten Namen aus der ganzen Welt – Cardin, Laure Ashly, Kenzo, Yves St-Laurent, Armani, Jourdan, Missoni, Valentino, Versacce, Bulgari, Hermès usw. –, so dass die Schaufenster zu einer einzigen Augenweide werden. Bei Sak's Fifth Avenue und Bloomingdale's findet man unter einem Dach die verschiedensten Stile und Preislagen, wobei das Teuerste stets im obersten Stock hängt. Boutique-Modelle europäischer Designer werden für den amerikanischen Markt übrigens oft in grösseren Serien hergestellt und entsprechend günstiger verkauft.
Wer es noch billiger haben will, geht zu Macy's an der 34. Strasse. Doch man täusche sich nicht: auch im «grössten Warenhaus der Welt» wird seit einigen Jahren mehr und mehr Exklusives geführt. Anders die Second Hand Shops im East Village und in Trebeca, wo neben viel Ramsch die allerverrücktesten Klamotten zu haben sind. Selbst Röcke und Blusen, die man nicht nur tragen, sondern ebenso als Kunstwerk an die Wand hängen kann, habe ich am West-Broadway entdeckt.
Aber auch Charleston-Kleider aus den zwanziger Jahren, original afrikanischer Schmuck und Accessoires aus dem Besitz von Filmstars und bekannten Schlagersängerinnen fehlen nicht im Angebot. Zum Schluss noch einige Spezialadressen:
In der rosaroten Marmorpracht des Trump Tower (Fifth Avenue und 58. Street) haben sich die nobelsten Juweliere versammelt. Bergdorf Goodman (Fifth Avenue und 58th Street) ist eine Filiale von Neiman-Marcus in Texas, dem teuersten Kaufhaus der Welt und Hoflieferant von Jackie Onassis.
An der Mott Street in China Town wird exotischer Import aus Hongkong, Taiwan, Japan und aus der Volksrepublik China offeriert. Alexander's (Lexington Avenue und 58. Street) ist bekannt für billige Kopien teuerer Designer Mode.
Omo Norma Kamali (11 West 56th Street) empfiehlt sich für besonders saloppe und freche Mode.
Exakte Kopien von antikem Schmuck verkauft der Laden des Metropolitan Museum of Art (Fifth Avenue und 82th Street).

Charlotte Peter



Das amerikanische Banner mit den Sternen und Streifen ist allgegenwärtig – selbst auf Briefkästen.

Ariane Thais von der Weid gehört zu jenen beneidenswerten Frauen, die anscheinend immer auf der sonnigen Seite der Strasse einherspazieren. Allerdings hat sie es auch stets verstanden, das Beste aus ihren Chancen zu machen.

Ariane von der Weid und ihre Kunst zum Gebrauch

Als junges Mädchen beriet sie im New Yorker Swissair-Büro Amerikaner über Skiferien in der Schweiz, zog nach der Heirat mit ihrem Mann nach Kinshasa (Zaire), kehrte in die Schweiz zurück, brachte eine Tochter zur Welt und übernahm schliesslich die Vertretung der Pariser Nobelfirma Artcurial. Eine wahre Bilderbuchkarriere.

Bilderbuchhaft aber auch das Freiburger Heim der Familie von der Weid: ein gediegenes Landhaus aus dem 18. Jahrhundert, umgeben von einem französischen Barockgarten und reich ausgestattet mit alten Gemälden, Büchern und antiken Möbeln. Dann die blonde Dame des Hauses im Landlady-Look und selbstverständlich mit Künstlerschmuck von Artcurial, wenn auch mit einem diskreten, neben ihr die graziöse neunjährige Tochter Laurence, in deren Augen der Schalk blitzt. Wir steigen ins Dachgeschoss hinauf, wo Frau von der Weid nach eigenen Ideen eine Artcurial-Galerie eingerichtet hat. Doch anders als im Stammhaus von Paris sind bei ihr Teppiche, Schmuckstücke, Seidentücher und Keramik nicht säuberlich getrennt, sondern zu einem ansprechenden «Gesamtkunstwerk» angeordnet. Einige Schmuckstücke liegen auf einem antiken Toilettentischchen, andere in einem offenen Schrank, wieder andere zusammen mit Seidentüchern und Tellern in Glasvitrinen. Doch auch die berühmten Künstlerteppiche wirken in dieser Umgebung irgendwie «privat». Kein Zweifel: Artcurial ist bei Ariane von der Weid in guten Händen.

Wir möchten jedoch noch mehr Informationen bekommen.

«Schweizer Frauenblatt»: Wie sind Sie zu Artcurial gekommen?

Ariane von der Weid: Eigentlich war es Zufall. Als wir aus Afrika in die Schweiz zurückkamen, wohnten wir erst in Küsnacht bei Zürich und ich hatte nicht geringe Lust, etwas zu unternehmen. Eine Arbeit ausser Haus kam allerdings nicht in Frage, denn Laurence war damals noch klein. So griff ich freudig zu, als mir die damalige Articurial-Vertreterin in Lausanne anbot, für die Firma doch auch etwas im Raum Zürich zu tun.

Das war noch keine Galerie?

Nein. Ich zeigte den Interessenten die Teppiche und Schmuckstücke in meiner Wohnung, die deshlab stets tadellos aufgeräumt sein musste. Ein bisschen mühsam war das schon. Anderseits möchte ich niemals eine Galerie in der Stadt haben. Man ist zu sehr angebunden, kann sich auch dann nicht um die Familie kümmern, wenn weit und breit kein Kunde da ist.

Doch bald übersiedelten Sie nach Freiburg?

Mein Mann konnte das Haus seiner Eltern übernehmen, und wiederum ganz zufällig wurde fast gleichzeitig die Artcurial-Filiale in Lausanne aufgegeben, weshalb mir die Firma die Gesamtvertretung für die Schweiz anbot. Da griff ich natürlich zu.

Nach welchen Prinzipien arbeitet Artcurial?

Die Firma lässt von bekannten Künstlern Entwürfe für Teppiche, Schmuck, Porzellan, Foulards, Vasen, Besteck und anderen Gebrauchsgegenständen herstellen, die dann in streng begrenzten Auflagen hergestellt werden. Von den Teppichen beispielsweise gibt es immer nur hundert Stück.

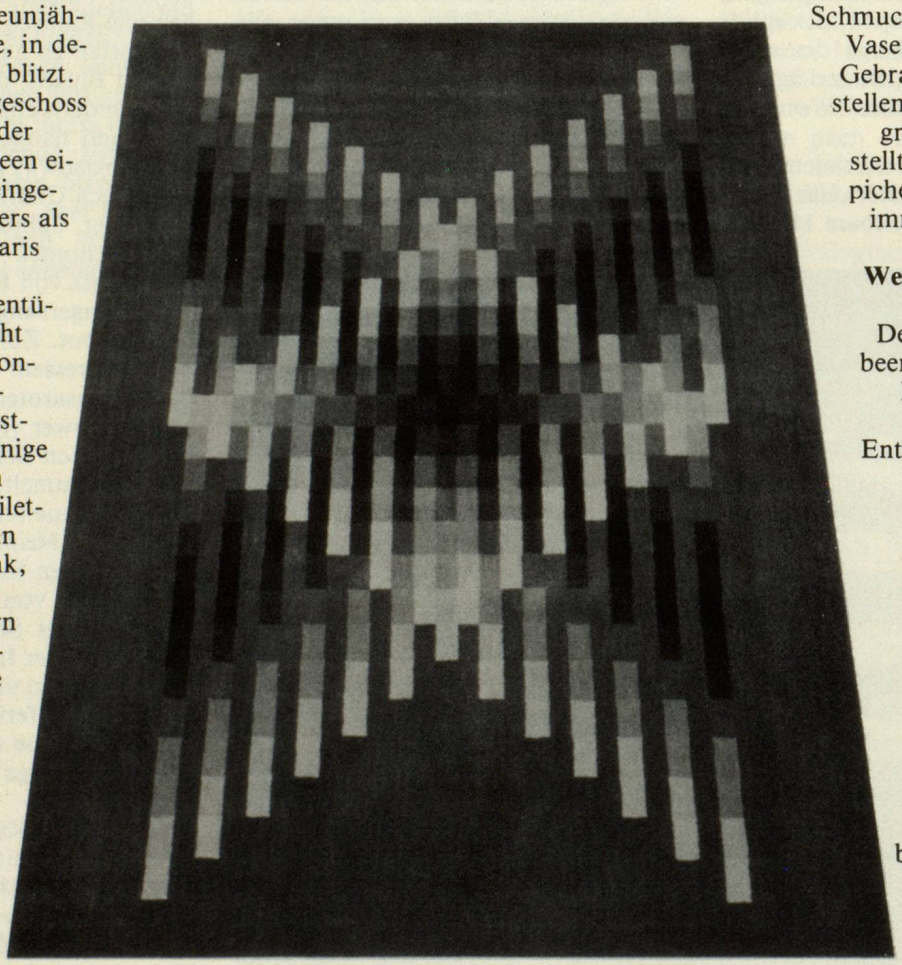
Welche Stücke sind besonders erfolgreich?

Der Teppich mit der himbeerroten Sonne von Sonia Delaunay ist längst vergriffen, doch auch die Entwürfe von Rougemont, Valmier, Meurice und Le Parc finden immer wieder Liebhaber.

Ist es nicht schwierig, solch eigenwillige Kunstwerke in einer Normalwohnung zu integrieren?

Offenbar nicht. Die Teppiche passen sowohl zu modernen als auch zu antiken Möbeln, genau wie bei mir.

Gilt ähnliches auch für den Schmuck? Wer hängt sich schon einen Kranz von goldenen Mi-



Ein besonders erfolgreicher Teppich in Grün, Gelb und Braun stammt von Le Parc.

mosen oder gar einen goldenen Männertorso um den Hals?
Die Mimosen habe ich selber schon an einem Ball getragen und viele Komplimente bekommen. Aber natürlich gehört zu solch auffallendem Schmuck ein einfaches schwarzes Kleid. Anderes dagegen ist tragbarer, zum Beispiel ein Collier von Lalanne, zusammengefügt aus kleinen Blütenblättern.

Bei Künstlerschmuck und Künstlerteppichen muss aber auch die handwerkliche Seite stimmen ...
Sicher. Artcurial lässt deshalb nur bei ausgewiesenen Spezialisten in Frankreich, Italien und in der Schweiz arbeiten. Manchmal müssen sogar spezielle Techniken entwickelt werden, denn unsere Produkte sollen nicht nur schön, sondern auch solid und haltbar sein. Die Tapis d'artiste beispielsweise bestehen aus bester neuseeländischer Wolle, werden mit Hilfe eines kleinen Apparates getuftet und sehen selbst nach vielen Jahren noch tadellos aus.

Wie sehen Sie die Zukunft von Artcurial?
Eigentlich würde ich gerne wieder einmal etwas in Zürich machen. Manche Interessenten kommen zwar gern nach Freiburg, doch ein wenig abgelegen sind wir eben doch.

Ihre Sonia-Delaunay-Teppiche wurden eben im Bellerive-Museum gezeigt. Könnte das ein Anfang sein?
Warum nicht. Es würde mich freuen.
Ariane von der Weid wirkt heiter und entspannt. Sie hat ihr Kontrastprogramm gemixt aus freiburgischer Ländlichkeit und Pariser Chic, aus Familienpflichten und Kunstengagement gut im Griff, was damit zusammenhängen mag, dass sie sich in ihrem jungen Leben schon mehrmals an eine völlig neue Situation anpassen musste. Besonders schwierig war das in Kinshasa, wo oft die einfachsten Lebensmittel fehlten und wo Spaziergänge in der Stadt gelegentlich nicht ganz ungefährlich waren. Doch auch in New York und in Freiburg musste die unternehmungslustige Blondine einige Kompromisse schliessen. Was tut's! Nichts ist langweiliger als ein Schicksal, das stets in vorgezeichneten Bahnen verläuft. Ariane von der Weid hat es nicht nur gelernt, mit verschiedensten Leuten umzugehen, sondern auch Beruf, Mutterpflichten und Haushaltsarbeiten in Balance zu halten.

Interview: Charlotte Peter

Artcurial-Schweiz, bei Madame Ariane T. von der Weid, Villars-les-Joncs, 1700 Freiburg, Telefon (037) 28 48 77. Voranmeldung empfehlenswert.

Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Hauswirtschaft fest in die Mädchenbildung verankert. Bis in die 50er und 60er Jahre wurde das Haushalten im allgemeinen am Leitbild der nicht erwerbstätigen Hausfrau und Mutter orientiert. Heute sind Mütter vermehrt berufstätig, Jugendliche trifft man beim Lebensmitteleinkauf für die Familie daheim, junge Männer kaufen «umweltbewusst» ein, Preise werden verglichen und über Geld wird auch am Familientisch diskutiert.

Ein Haushalt kostet Geld

Mich stört es jedesmal, wenn jemand von Hausfrauen und solchen, die «arbeiten» spricht. Irgendwie tönt dies abschätzig und es liegt die Vermutung nahe, dass eigentlich mit «arbeiten» *Geld verdienen* gemeint ist. Mit richtigem Haushalten kann jedoch indirekt sehr viel Geld gespart oder eben «verdient» werden. Und einen Haushalt mit allem Drum und Dran führen ist eine kulturelle und ebenso eine politische Angelegenheit. Allein die Instandhaltung des Haushalts berührt Fragen des Umweltschutzes, der Gesundheitsförderung, der Lebensgestaltung allgemein. Die Nahrungszubereitung ist heute viel weitgreifender als früher, denn Schadstoffe in den Lebensmitteln belasten bereits die körperliche Entwicklung unserer Kinder, und das Einbeziehen anderer Länder durch unseren täglichen Einkauf ist von nicht geringer Bedeutung.
Unter der jüngeren Bevölkerung regen sich immer mehr Stimmen, die den privaten Haushalt als etwas sehen, wo sie alle Mitverantwortung tragen. Unsere Zeit bringt denn auch mehr Demokratie hinein ins Familienleben. Da kaufen Kinder nicht mehr ein, was auf dem Einkaufszettel steht, sondern planen das Essen, vergleichen die Angebote bei Fleisch und Gemüse und werden aufmerksam gemacht auf die Haushaltungskosten.
Zur guten Erziehung gehört darum der vernünftige *Umgang mit Geld,* damit sich die Kosten im Rahmen halten. Geldfragen gehören zum täglichen Leben und sollten besonders in der Frage nach den Haushaltkosten offen besprochen werden. *Ursula Oberholzer*

Kostbarer Alltag

Ein Haushalt mit Jugendlichen ist eine teure Angelegenheit. In diesem Alter haben die Kinder nebst einem guten Appetit auch grosse Gelüste nach Süssigkeiten, Früchten usw. Freunde werden ganz selbstverständlich zum Essen eingeladen, denn, so meinen sie, ob einer mehr oder weniger am Tisch sitze, spiele keine Rolle. Der Mutter ist es überlassen, den Kühlschrank stets aufzufüllen und dafür zu sorgen, dass das Geld dafür reicht. Oft ist sich in der Familie keiner bewusst, was der Alltag für eine kostbare Angelegenheit ist.

Geld – kein Gesprächsthema?

Über Geld redet man nicht – man hat es. Nach diesem Sprichwort wird noch in vielen Familien gehandelt. Es ist jedoch falsch, dieses Thema als tabu zu behandeln. Geldfragen gehören zu unserem täglichen Leben, und Jugendliche können durchaus mit einbezogen werden. Der Lohn des Vaters muss kein Geheimnis sein, wenn man mit den Jungen auch über die Ausgaben offen spricht.
Wer nicht selbst einkauft, hat vielfach keine reale Beziehung zu Geld, Ehemänner staunen oft über die Beträge, welche der Haushalt verschlingt, während Jugendliche manchmal finden, eine Zwanzigernote sei «kein Geld».
Junge Leute sind häufig der irrigen Meinung, man arbeitet in erster Linie für die Freizeitbedürfnisse. In Wahrheit geht natürlich in den meisten Familien mindestens die Hälfte des Einkommen allein für die fixen Kosten wie Miete, Versicherungen, Steuern usw. weg. Rechnet man dann noch die Ausgaben für den Haushalt und die Verkehrsausgaben dazu, bleiben für Taschengeld, Kleider, Bildung häufig nur noch recht bescheidene Beträge übrig.

Prioritäten setzen

Auch wer gut verdient, kann sich nicht eine exklusive Wohnung, ein Luxusauto und teure Ferien leisten. Es geht darum, zu entscheiden, was einem wichtig ist, worauf man Wert legt. Da man bekanntlich ein Ziel nur erreicht, wenn alle am gleichen Strick ziehen, scheint es mir selbstverständlich, dass man solche finanzielle Angelegenheiten mit Jugendlichen im Familienkreis bespricht. Sie müssen ja mithelfen, die getroffenen Entscheidungen zu tragen und durchzuführen. Ist es für alle Familienmitglieder ein Anliegen, die

grosszügige Wohnung zu mieten, von der alle profitieren, so müssen auch alle bereit sein, gewisse Einschränkungen dafür in Kauf zu nehmen. Konkret heisst dies eventuell: Verzicht auf Skiweekends, auswärtige Nachtessen, Reduktion bei den Ferienplänen.

Zahlen sind Fakten

Mit guten Argumenten – Zahlen sind Fakten – lassen sich die Jugendlichen meist überzeugen. Eine Budgetaufstellung zeigt klar, wieviel Geld wofür zur Verfügung steht. Hat man sich einmal auf die Beträge für die diversen Ausgabeposten geeinigt, steht der Durchführung nichts mehr im Wege. Dass es etwas Disziplin und Durchhaltewille braucht, sei nicht verschwiegen.

Haushaltgeld

Haushaltbücher zu führen ist eine aufwendige Arbeit, für welche die wenigsten Frauen Zeit und Geduld aufbringen. Es ist auch nicht unbedingt notwendig zu wissen, wieviel Geld man für Fleisch, Gemüse usw. ausgegeben hat. Aber es ist unverzeihlich, wenn man keine Ahnung hat, was der eigene Haushalt kostet. Wer immer wieder vom Konto holt, wenn das Portemonnaie leer ist, hat keinen Überblick und gibt leicht zuviel und unüberlegt Geld aus. Zum Haushaltgeld gehören nebst Nahrung und Getränken sämtliche Nebenkosten für Toilettenartikel, Wasch- und Putzmittel, Schuhreparaturen usw. Dafür setzt man einen monatlichen Betrag fest. Dieser ist von den Essgewohnheiten, den Ansprüchen, der Häufigkeiten von Gästen abhängig. Die Arbeitsgemeinschaft der schweizerischen Budgetberatungsstelle hat Richtlinien erarbeitet, aus welchen hervorgeht, wieviel Durchschnittsfamilien für diesen Posten ausgeben. Wer Mühe hat mit Einteilen – häufig ist das nicht allein die Hausfrau, sondern auch die übrigen Familienmitglieder, die einkaufen –, teilt das Haushaltgeld am besten wochenweise ein. Man legt am Montag beispielsweise Fr. 250.– ins Portemonnaie und dies muss reichen bis und mit dem Wochenende. Gerade hier kann man die Jungen miteinbeziehen: Wenn sie die beliebten Joghurt im Glas einkaufen anstatt eine Familienpackung ist dies teurer. Einkaufen heisst Qualität und Preis vergleichen, was man beim Eindecken des täglichen Bedarfes gut lernen kann.

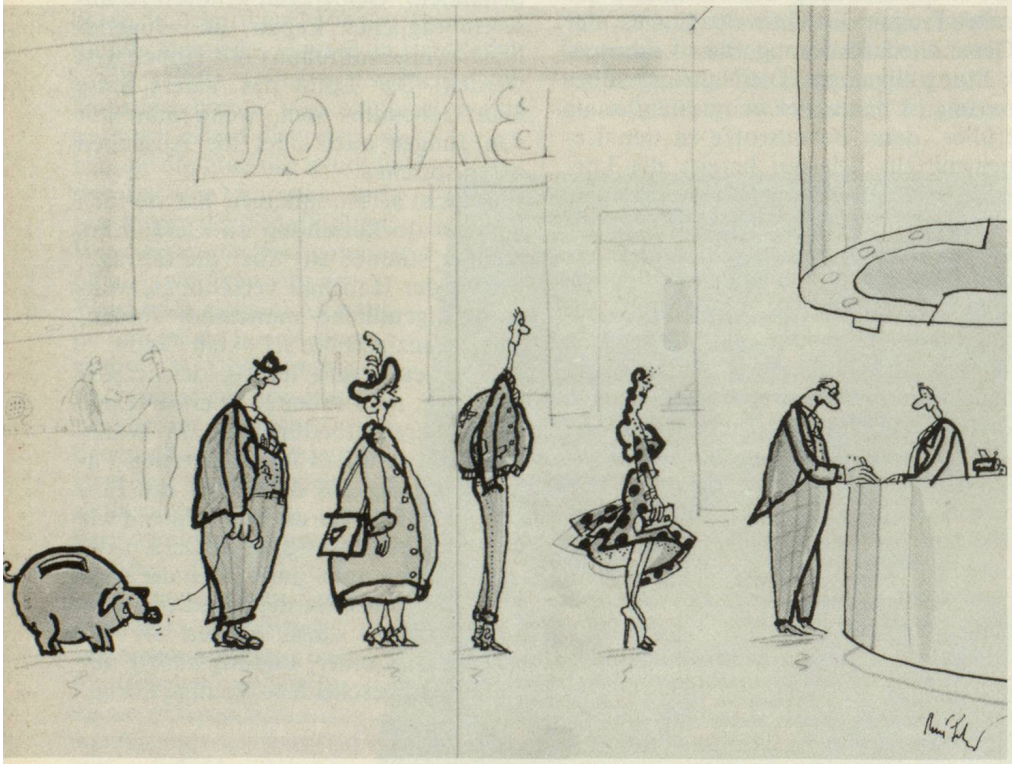
Taschengeld

Klare Richtlinien sind auch in der Taschengeldfrage eine Hilfe. Auf das abgesprochene Sackgeld soll sich der Sohn/die Tochter verlassen können – auch bei schlechter Schulleistung. Ein Entzug würde die Kinder kaum zu vermehrter Anstrengung motivieren. Hingegen erhält auch niemand einen Zuschuss, wenn der samstägliche Ausgang teurer war, als geplant.

Mittelschüler gibt man am besten einen monatlichen Pauschalbetrag, der sich wie folgt zusammensetzen kann: Taschengeld: Fr. 50.–, Bekleidung: Fr. 70.–, Auswärtsessen: Fr. 7.– × 12 Tage = Fr. 84.–, Bahnabonnement: Fr. 50.– = Total Fr. 254.–. Dieses Vorgehen gibt dem Schüler eine gewisse Unabhängigkeit. Anderseits übernimmt er damit natürlich auch die Verantwortung, mit der Summe auszukommen.

Lehrlinge sollen ihren Lohn selbst verwalten. Auch bei ihnen empfiehlt sich eine Aufteilung und die Übernahme von gewissen Kosten: Krankenkasse, Fahrspesen, Kleider, usw. Es geht nicht an, den ganzen Verdienst als Taschengeld auszugeben. Sonst stehen unter Umständen dem Jugendlichen Fr. 450.– zur Verfügung, während die Eltern mit je Fr. 150.– auskommen müssen.

Taschengeld steht zur freien Verfügung, d.h. man muss keine Abrechnung machen und aufschreiben, wofür man es ausgibt. Ob ich mir ein teures Parfüm leiste oder ob der Jugendliche Pop-Heftli kauft, beides ist objektiv betrachtet unnötig. Aber ein bisschen Luxus und Verschwendung macht den Alltag eben angenehm.



Wo eine Frau geschickt zu haushalten weiss, spaziert das Sparschweinchen sozusagen mit.

Auto

Ein Punkt, der in vielen Familien zu reden gibt, ist das Auto. Meist geht es allerdings nur darum, wer es wann benützen darf. Über die Höhe der Kosten machen sich die wenigsten Gedanken, die Jungen schon gar nicht. Als die Tochter einer Bekannten pro Kilometer 20 Rappen bezahlen musste, fand sie, das könne sie sich nicht leisten. Sie befindet sich allerdings in guter Gesellschaft. Nirgends sind die Leute in punkto Finanzen so unrealistisch, wie in bezug auf den eigenen Wagen. Wer sämtliche Kosten berücksichtigt wie Steuer, Versicherung, Unterhalt, Reparaturen, Garage, Benzin und die Amortisation muss mit Fr. 500.– bis Fr. 600.– für einen Mittelklassewagen rechnen. Die Rückstellung für einen neuen Wagen wird häufig vergessen, was dazu führt, dass der nächste dann mittels eines Kleinkredites finanziert werden muss.

Man tut gut daran, den Kindern nicht nur den Autoschlüssel zu übergeben, sondern sie auch über die Kosten zu informieren.

Therese Anderes,
Budgetberaterin an der
Zürcher Frauenzentrale

Information

Für Vergleichszahlen und Information wende man sich an eine Budgetberatungsstelle. Eine Adressliste der Budgetberatungsstellen sowie Bestellisten für Budget-Beispiele sind erhältlich beim Sekretariat der Arbeitsgemeinschaft der schweiz. Budgetberatungsstellen, Waldmatt 10, 5242 Birr. Bitte frankiertes und adressiertes Rückantwortkuvert beilegen.

KURSE

Den eigenen Stil finden

Die Studiengruppe «Den eigenen Stil finden» besteht als Bildungsangebot für Frauen in anspruchsvollen Positionen und wird über eine Zeitspanne von 1½ Jahren arbeiten. Um Arbeitsweise und Kursleiterinnen kennenzulernen, finden vom 21. bis 23. August oder vom 18. bis 20. September 1987 Schnupperworkshops statt zum Thema «Die eigene Biographie und Rolle und ihr Einfluss auf das Arbeitsverhalten.
Leitung: Marie-Louise Ries
Schnupperworkshop:
Freitagabend, ganzer Samstag/Sonntag,
inkl. Unterlagen Fr. 400.–
Auskünfte, Anmeldung:
BALance
Berufliche Ausbildungs- und Laufbahngestaltung
Feldeggstrasse 64
8008 Zürich
Tel. (01) 693440

Neuorientierung

Ein Kurs von vier Abenden für alle Frauen, die ihr Leben bewusster gestalten möchten und sich an etwas Neues wagen wollen oder müssen.
Leitung: Gisela Schaerer
Ort: Frauenzentrale Basel
Marktgasse 4
4051 Basel
Datum: 4 Dienstagabende, von 19.00 bis 22.00 Uhr, 20./27. Okt., 3./10. Nov. 1987
Auskünfte, Anmeldung:
Frauenzentrale Basel
Marktgasse 4
4051 Basel
Tel. (061) 253570

Texte schreiben

Vom Eindruck zum Ausdruck. Ideen für kreatives Schreiben:
– Themen und Geschichten erfinden
– Texte spielen, entwikkeln, gestalten
– Öffentlichkeit schaffen
Dieser Kurs ist organisiert zusammen mit der Thurgauischen Lehrerfortbildung.
Leitung: Emil Zopfi
Schriftsteller; Christa Zopfi, Jeux-dramatique
Ort: 8578 Neukirch an der Thur
Datum: 5. bis 9. Okt. 1987
Auskünfte, Anmeldung:
Haus für Tagungen
8578 Neukirch an der Thur
Tel. (072) 421435

Spät habe ich gelernt, gerne Frau zu sein

Eine feministische Autobiographie (Kreuz-Verlag) mit Marga Bührig.
Ort: Paulus-Akademie
Carl-Spitteler-Strasse 38
8053 Zürich
Zeit: Mittwoch,
9. Sept. 1987, 20.00 Uhr
Auskunft: Tel. (01) 533400

SEMINARE

Betriebswirtschaft

Kaufmännische und technische Kader aus Industrie, Handel, Gewerbe und öffentlichen Verwaltungen, welche sich in konzentrierter Form weiterbilden möchten, werden in diesem Seminar festgelegt Ziele erreichen.
Leitung: Prof. Dr. Hans Siegwart,
Hochschule St. Gallen,
und G. Schwarz,
Holderbank, Management und Beratung AG
Ort: Arosa Kulm Hotel
Datum: 20. Sept. 1987, 18 Uhr, bis 25. Sept. 1987, 16 Uhr
Teilnehmerzahl: max. 18
Auskünfte, Anmeldung:
Holderbank, Management und Beratung AG
5113 Holderbank
Tel. (064) 570101

Globale Wechselwirkungen Erfahrungstransfers und Workshops

Referentinnen aus wichtigen Industrienationen werden über Formen der wirtschaftlichen und politischen Zusammenarbeit aus der Praxis berichten.
Ort: Hotel Atlantis Sheraton Zürich
Zeit: 12. bis 15. Sept. 1987
Kosten: Ganzes Symposium Fr. 1500.–
Nachwuchskräfte Fr. 500.–
Auskunft: Tel. (01) 555155

BERATUNG

Auskünfte und Beratung zum neuen Eherecht Frauenzentrale Schaffhausen

Zeit: jeden Freitagnachmittag, von 14.00 bis 15.30 Uhr, Voranmeldung erwünscht.
Ort: Safrangasse 8
8200 Schaffhausen
Rechtsberaterin:
Maja Brenner, lic. iur.
Kosten: unentgeltlich
Auskünfte:
Frauenzentrale Schaffhausen
Tel. (053) 52248

TAGUNGEN

Geschiedene und getrennt lebende Frauen und Männer

Wochenendtagung mit Prof. Dr. Othmar Keel, Tübingen
Ort: Paulus Akademie
Carl-Spitteler-Strasse 38
8053 Zürich
Zeit: 12./13. Sept. 1987
Auskunft: Tel. (01) 533400

Schweizer Frauen-Kirchen-Fest

Über die Grenzen von traditionell und feministisch, von kirchlich und nicht kirchlich hinaus wollen wir einen Raum bieten, in dem sich viele verschiedene Frauen treffen können.
Ort: Luzern
Zeit: 24. Okt. 1987
Auskunft: Andreas Siegen
Champ des Fontaines 30
1700 Fribourg
Tel. (037) 261484

Pensionierung in Sicht?

Vorbereitung auf die Pensionierung. Älterwerden und einen neuen Lebensabschnitt beginnen.
Leitung:
Dorothea Waldmeyer
Ort:
Bildungs- und Ferienhaus des Coop
Frauenbund Schweiz
Mümliswil, Solothurner Jura
Datum: 19. bis 22. Nov. 1987
Auskünfte und Anmeldung:
Coop Frauenbund Schweiz,
Zentralsekretariat
Postfach 2550
4002 Basel

FORSCHUNG

Zu Beginn dieses Jahres wurde der **SAPPHO-Verein zur Förderung von Frauenforschungsprojekten** gegründet.
Kontaktadresse:
SAPPHO
Postfach 234
3000 Bern 9

FERIEN

Theaterferienkurse, Kulturreisen

in der Schweiz, Österreich und Ungarn für theaterbegeisterte junge und ältere Leute.
Gruppenzahl begrenzt auf 12 Personen.
Kursleitung und künstlerische Führung liegen in den Händen von Tibor Kovacs, Regisseur und Bühnenautor.
Auskünfte:
Theaterpädagogisches Institut
Abt. Theater- und Kulturreisen
8700 Küsnacht
Tel. (01) 9100060
täglich von 11 bis 13 Uhr

Stickkurs im Engadin

Einheimische Frauen zeigen die traditionelle Technik der Filet-Vorhangstickerei, welche für das Engadin so typisch ist.
Ort: Bad Scuol
Zeit: 20.30 Uhr,
jeweils Mittwoch,
bis Oktober 1987
Auskunft:
Verkehrsbüro Scuol
Tel. (084) 99494

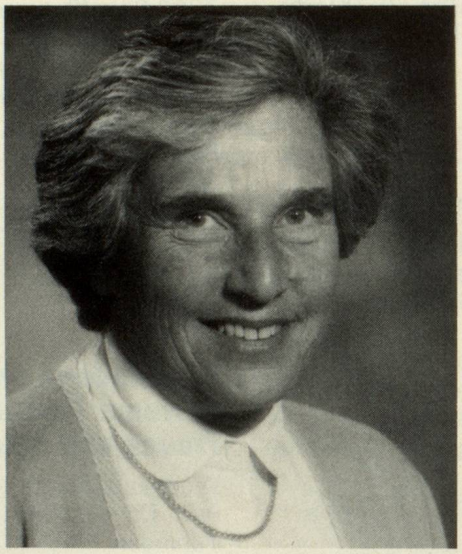
Am 16. Mai 1987 tagte in Genf die Delegiertenversammlung des BSF. Über Jahre amtierte als Präsidentin dieser Frauendachorganisation (der auch gemischte Verbände angehören) die Bündner Juristin Dr. Lisa Bener. Nun wechselt das Präsidium zu Huguette de Haller-Bernheim. Über den Verlauf der Delegiertenversammlung und die Person der neuen Präsidentin berichtet für das «Schweizer Frauenblatt» die Vizepräsidentin des BSF, Irène Thomann-Baur.

Bund Schweizerischer Frauenorganisationen

Wenn auch das Präsidium des Bundes Schweizerischer Frauenorganisationen (BSF) nach längerem Unterbruch wieder in die Westschweiz wechselt und eine Genfer Biologin darin eine Bündner Juristin ablöst, ist für die harmonische Fortsetzung des Geschäftsganges im BSF gesorgt. Denn in ihren Ansichten trennt die scheidende Präsidentin Lisa Bener nichts von ihrer an der Delegiertenversammlung am 16. Mai 1987 in Genf gewählten Nachfolgerin Huguette de Haller.

Wechsel im Präsidium

Als ihr quasi politisches Vermächtnis gab Lisa Bener den Delegierten zu bedenken, dass die Pionierinnen der Frauenbewegung und nach ihnen viele engagierte Frauen dahin gewirkt hätten, «dass wir nicht nur als Staatsbürgerinnen, sondern auch als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft anerkannt würden. Unseren Vorgängerinnen schulden wir Dank dafür, dass sie uns den Weg bereitet haben; künftigen Generationen gegenüber wollen wir unsere Verpflichtungen erfüllen, indem wir uns den Herausforderungen der Zeit stellen.» Huguette de Haller (welche bislang dem Zentralvorstand nicht angehört, hingegen den Verband der Schweizer Akademikerinnen präsidiert hatte) stellte über die Arbeit des BSF folgende erste Überlegungen an: Die heutigen Probleme rufen nach wirksamen Lösungen, weshalb es zunehmend Aufgabe einer Frauendachorganisation (der auch gemischte Verbände angehören) wie der BSF eine darstellt, ist, mit andern, nicht ausschliesslich weiblich besetzten, aber den gleichen Zielen verpflichteten Organen zusammenzuarbeiten, um mit vereinten Kräften nach tragfähigen Wegen zu suchen. Als weiteres Ziel des BSF erwähnte H. de Haller, die Frauen seien zu überzeugen, sich vermehrt als Kandidatinnen aufstellen zu lassen. Sie sollten sich nicht nur ihrer Rolle bewusst werden, sondern ihren Wert und ihr Gewicht als Partnerinnen in die gemeinsame Diskussion einbringen. Es ist unverkennbar, dass beide Exponentinnen des BSF die Frauen aus dem



Irène Thomann-Baur, die neue BSF-Präsidentin.

Ghetto wegführen wollen, hinaus in die ganzheitliche Politik. Das ist nichts Revolutionäres, denn die Statuten besagen seit jeher, der BSF sei bestrebt, die Mitarbeit der Frauen in allen Fragen, die Land und Volk betreffen, auszubauen und wirksam zu gestalten. Dieses Ziel ist nur mit den Männern, nicht gegen sie, zu erreichen.

Laufende Projekte

Von demselben ganzheitlichen Geist zeugt auch das Arbeitsprogramm des BSF. Neben eigentlichen Frauenfragen finden sich hier Themen der allgemeinen Politik. Die Liste enthält die Auswertung der Umfrage des BSF bei seinen angeschlossenen Verbänden und weiteren interessierten Kreisen über die künstliche Befruchtung und Forschung mit menschlichen Embryonen. Die Ergebnisse sollen insbesondere auch in die künftige Gesetzgebung einflissen. Auf das Gebiet der Rechtssetzung führen auch die Suche nach einer konsensfähigen Lösung betreffend AHV und BVG, Steuerharmonisierung, Scheidungsrecht. Anstoss erregen beim BSF zunehmend die Missbräuche auf dem Videomarkt, wo Schutzbestimmungen für Jugendliche umgangen werden. Die Umfrage des BSF bei seinen angeschlossenen Verbänden bezüglich Geschäftsöffnungszeiten ergab den deutlichen Wunsch nach Liberalisierung; sie sollte jedoch nicht auf Kosten des Verkaufspersonals gehen, dessen Arbeitsplatzqualität insbesondere in Warenhäusern, gemäss Erhebung des BIGA, ohnehin zu wünschen übrig lässt.

Resolution

Nach den statutarischen Geschäften verabschiedeten die Delegierten eine Resolution zur Mutterschaftsversicherung. Sie erwarten, dass die Regelung, wie sie das Parlament im Rahmen der Erwerbsersatzordnung vorsieht, bald in Kraft trete und dass das Referendum weiterhin energisch bekämpft werde. Vor allem westschweizerische Kreise wandten sich vehement gegen das Referendum, obschon die nötigen 50000 Unterschriften zum Zeitpunkt der DV bereits beeinander waren. Somit wird sich erst in der Volksabstimmung weisen, wieweit Frauen und Männer zu solidarischem Verhalten bereit sind. Seit 40 Jahren wartet der Verfassungsartikel über die Mutterschaftsversicherung auf die gesetzliche Ausgestaltung. *Irène Thomann-Baur*

Männer sind in der Regel erfolgreich, wenn sie über Sachkenntnisse verfügen, Einsatz leisten und bereit sind, mit dem nötigen Selbstbewusstsein aufzutreten. Aber wie steht es mit den Frauen?

Susan Schenkel: Mut zum Erfolg

Kenntnisse sind oftmals da, der Einsatz wird geleistet, mit dem Selbstvertrauen aber happert es vielfach. Wer kennt nicht Sekretärinnen, die eigentlich die Arbeit des Chefs verrichten, ohne entsprechend geschätzt oder gar bezahlt zu werden? Wer weiss nicht von einer Künstlerin, die zwar toll begabt ist, aber beispielsweise interessierten Atelierbesuchern solange von ihren Krisen und Selbstzweifeln erzählt, bis der potentielle Käufer das Werk ebenfalls nicht mehr als geglückt betrachtet? Wer ist nicht schon einer perfekten Beamtin begegnet, der nach der Pensionierung des Chefs ein neuer Abteilungsleiter vor die Nase gesetzt wurde, obwohl diese Frau durchaus für den Posten geeignet gewesen wäre? Sind es immer die anderen, die daran Schuld sind, wenn Frauen hintenanstehen? Sind es nicht auch die Frauen selbst, die dafür verantwortlich sind, wenn ein vor Selbstsicherheit strotzender Mann vorgezogen wird?
Susan Schenkel, Psychologin und Verhaltenstherapeutin in Cambridge, Massachussetts, ist solchen und ähnlichen Fragen nachgegangen und wollte ergründen, weshalb Frauen blockiert sind und was sie dagegen tun können.

«Ich hatte Glück»

Frauen, die einen gewissen Erfolg haben, reden immer vom Glück, das ihnen hold war. Auch dann, wenn sie eigentlich um ihre Fähigkeiten wissen, glauben sie, im Gespräch mit anderen das Schicksal vorschieben zu müssen. Nun sind ja berufliches Vorwärtskommen und auch gesellschaftlicher Erfolg tatsächlich oft eine Frage von Konstellationen, von Zu-Fällen, von günstigen Gelegenheiten. Doch zum Erkennen, Ergreifen und Nützen von solch glücklichen Umständen bedarf es eines gewissen Selbstbewusstseins und auch einmal des Mutes, etwas Gutes über sich selbst zu sagen.
Ich entsinne mich gut, wie ich als ganz junge Frau einmal eine grössere Arbeit über öffentliche Bibliotheken geschrieben habe, für die ich von verschiedener Seite sehr gelobt wurde. Ich wusste aber nicht anders zu reagieren, als überall zu erklären, eigentlich hätte ich wichtige Angaben einer soeben veröffentlichen UNESCO-Studie entnehmen können. Stellen wir uns einmal einen Mann vor, der so reagieren würde! Susan Schenkel drückt das so aus: «Viele Frauen mindern ihren eigenen Wert, indem sie ihre Erfolge automatisch etwas anderem als ihren Fähigkeiten zuschreiben. Sie machen oft das Glück, geringe Anforderungen, die Bemühungen anderer, ihren Charme oder irgendeine Kombination von alledem dafür verantwortlich. ... Im Gegensatz zu Männern, die ihre Erfolge ihrer Tüchtigkeit zuschreiben, neigen Frauen dazu, ihre Erfolge dem Glück und nicht ihrem eigenen Geschick zuzuschreiben.» «Es hat negative Folgen, wenn Frauen ein positives Feedback nicht wahrnehmen. Es macht uns dann Schwierigkeiten, zukünftige Erfolge vorauszusagen, uns entgehen die Belohnungen für den Erfolg ... und wir untergraben unsere Selbstachtung. Positives Feedback meldet uns, was funktioniert. Es sagt uns, dass bestimmte Verhaltensmuster wirksam sind. Ausserdem: Wenn wir einmal etwas können, ist es wahrscheinlich, dass wir es wieder können und dass wir mit ähnlichen Tätigkeiten Erfolg haben können. Das gestattet uns, Erfolge in Gedanken vorwegzunehmen.»

Angst vor der Mathematik

Noch heute gilt an Gymnasien die Schwäche eines Mädchens in Mathematik und/oder Physik sozusagen als weibliches «Kavaliersdelikt». Die Lehrer, auch jene der naturwissenschaftlichen Fächer, weisen beim Notenkonvent versöhnlich darauf hin, dass die Sybill mit der Drei in Mathi ja in Deutsch und Französisch ganz hervorragend arbeite. Susan Schenkel: «Wenn Jungen in der Oberstufe in Mathe schlecht abschneiden, führen sie es darauf zurück, dass sie sich nicht genug Mühe gegeben haben. Versagen jedoch Mädchen in Mathe, so ist die Wahrscheinlichkeit dreimal höher, dass sie das ihrer Unfähigkeit zuschreiben. Frauen werden gelehrt, zu glauben, dass diese vermutete Minderwertigkeit gut und richtig sei. Die konventionellen Rollenklischees vermitteln die Vorstellung, dass Mathematik unweiblich sei.»
Tatsache ist, dass in den unteren Klassen Mädchen in der Regel sehr gut rechnen. Aber wahrscheinlich werden sie zu wenig dafür gelobt, vermutlich kaum einmal durch Lernspiele oder ähnliches gefördert und möglicherweise durch eine schöngeistige Mutter darauf hingewiesen, dass Literatur und Geschichte doch viel weiblicher seien. Niemand wird aber bestreiten, dass heute das Verständnis für Zahlen und das Wissen um physikalische Gesetzmässigkeiten für eine Karriere, gleich welcher Art, in höchstem Masse nützlich sind.

Leistungsorientierung

Ein schönes Wort! Vor allem im männlichen Vokabular. Ein Mann, der zum Prokurist oder Vizedirektor befördert wird, ist bestimmt stolz auf die eigene Leistung. Eine Frau, die drei Kinder grosszieht, dem Ehemann im Gewerbebetrieb zur Seite steht und daneben den Kirchenchor präsidiert, wird kaum von ihrer Leistung sprechen, sondern sich noch dafür entschuldigen, dass sie ihr Brot nicht selbst bäckt oder in der «Freizeit» die Kinderkleider nicht selbst näht. «Leistung» hat in bezug auf die Frau in der Gesellschaft noch immer einen negativen Beiklang. Irgendwie geistert da die Vorstellung von der idealen Gattin, die sich hübsch macht, derweil der Mann Karriere macht, in den Köpfen herum. Und zwar bei Männern wie bei Frauen. Susan Schenkel: «Während Männer ‹action› machen, machen sich die Frauen hübsch. Hat der Mann den Auftrag, sich die Erde untertan zu machen, so hat die Frau den Auftrag zu lieben. Traditionell wurde von Frauen erwartet, in emotionalen Bindungen und Beziehungen Erfüllung zu finden. Handeln und Leistung wurden als der weiblichen Natur fremd, als unweiblich, betrachtet.»

Keine Patentrezepte, aber brauchbare Anregungen

Das Buch «Mut zum Erfolg» begnügt sich durchaus nicht mit dem Aufzeigen von Ist-Zuständen, obwohl auch das allein schon hilfreich sein kann. Denn wenn sich eine Frau einmal bewusst ist, was sie in bezug auf Laufbahnpla. ıg, Karriere und Ausschöpfen der bestehenden Möglichkeiten eigentlich versäumt, bieten sich oft schon Chancen an.
Nachdem der erste Teil des Buches unter dem Begriff «Wie Frauen blockiert werden» steht, zeigt der zweite Teil unter dem Motto «Wie Frauen sich lö-

sen» Möglichkeiten auf, um aus der teilweise selbstverschuldeten Stagnation, Resignation oder auch einfach Genügsamkeit herauszukommen.
Natürlich kann ein solches Buch keine Wunder wirken. Aber es kann Klarheit in der Beurteilung der eigenen Situation schaffen, kann Anstoss zu vermehrtem Selbstwertgefühl geben und kann aufzeigen, dass die Frau, die nicht richtig vorwärtskommt, das Steuer selbst in die Hand nehmen und alte Gewohnheiten endlich einmal ablegen sollte. *Annemarie Stüssi*

Susan Schenkel: «Mut zum Erfolg. Warum Frauen blockiert sind und was sie dagegen tun können.» Campus Verlag, Frankfurt

LESERINNEN SCHREIBEN

Frauen für welchen Frieden Nr. 5, Mai 1987
Seite 30 unten wurde meinem Text ein fremder Satz eingeschoben, welcher korrekterweise mit dem Hinweis hätte ergänzt werden müssen: Anmerkung von K. Gattiker. Es sind die Worte: «Viele Initianten dieser Organisation haben enge und wichtige Beziehungen zum Schweizerischen Friedensrat wie auch zum Weltfriedensrat oder sind direkt in ihm vertreten.» Dieser Satz ist falsch, stiftet Verwirrung und ist nicht aus meiner Feder.
Brigitt Amman-Hüni, Uster

Editorial Mai 1987
Als Sportlerin habe ich mich über Ihr Editorial geärgert.
Die Diskriminierung der Frauen im Sport ist offensichtlich. Der Löwenanteil der Sportberichte gehört den Männern. Sportreporterinnen beim Fernsehen sind nicht gefragt. Die Skiabfahrtsrennen der Damen werden selbstverständlich nur an «gewöhnlichen» Wochentagen übertragen. Trainerinnen von Nationalmannschaften (-frauschaften) existieren nicht. Trainerinnen sind höchstens dazu da, den Nachwuchs zu übernehmen. Von Gleichberechtigung kann keine Rede sein. Diese Probleme einmal aufzuzeichnen, wäre weit interessanter gewesen, als Behauptungen aufzustellen wie etwa «musikliebend» und «tanzfreudig» seien eher weibliche Tugenden. Sportleidenschaft ist für viele Frauen eine echt weibliche Tugend. Wir lassen sie uns nicht nehmen, weder von Männern noch von Ihnen.
Susy Wyler-Tschanz, Jugend + Sport ETS Leiterin, Trainerin 1 + 11 SSCHV

In unserer letzten Nummer begannen wir mit der Geschichte einer indischen Landarbeiterin unsere neue Serie über Frauen in Entwicklungsländern. Heute folgt ein Bericht über die Sängerin Miriam Makeba:

Begegnung mit der Südafrikanerin Miriam Makeba

«Ich habe oft Heimweh»

Das ohrenbetäubende Heulen der Sirene liess das fröhliche, sorglose Geplauder plötzlich verstummen. Die sechs Menschen in der schnittigen Amerikanerlimousine schauten sich schweigend an, Augenbrauen wurden hochgezogen zur unausgesprochenen, doch allzu bekannten Frage – «Nicht schon wieder?»

Der Ton war unverkennbar. Er konnte nur von einem Streifenwagen stammen. Hatte irgendeiner von ihnen Zweifel gehegt, so wurden sie rücksichtslos beseitigt, als ein Wagen mit der Aufschrift «Polizei» knapp 50 Meter vor ihnen mit kreischenden Bremsen zum Stehen kam. Ein Mann in vorschriftmässiger Khakiuniform sprang aus dem Wagen und winkte die Limousine an den Strassenrand.
«Raus! Raus!» bellte er und fuchtelte dabei drohend mit dem Gummiknüppel. «Wo sind eure Nachtpässe?» Es war etwa ein Uhr morgens – lange nach Beginn der Ausgangssperre, während der kein Afrikaner in Johannesburg (oder irgendeiner anderen südafrikanischen Stadt) ohne mindestens zwei Ausweise auf die Strasse durfte. Er musste einen Ausweis von den Behörden besitzen, wonach er als Arbeiter in einem «weissen» Vorort leben durfte, und einen «Nachtpass» von seinem Arbeitgeber, der es ihm erlaubte, sich während der Ausgangssperre in der Stadt aufzuhalten.
Da keiner der sechs eine Antwort gab, nahm der Polizist zu Recht an, dass sie keine Papiere hatten. «Keine Ausweise, was? Dann mal rein in die Grüne Minna», sagte er, und ein Grinsen machte sich auf seinem Gesicht breit.
Eine der sechs Personen war eine junge Frau. Ihre Begleiter halfen ihr in den Einsatzwagen. Ab auf die Polizeiwache und wieder ein Wochenende hinter Gittern ...
Der Name der jungen Frau war Miriam Makeba.

Als sie sich kürzlich in ihrem Hotelzimmer in Lusaka an diese Vorfälle erinnerte, zuckte sie mit den Schultern und sagte: «Zusammenstösse mit der Polizei waren nichts Aussergewöhnliches. Wir kamen zum Beispiel von einer Abendvorstellung zurück und wurden auf dem Heimweg von der Polizei angehalten. Ich selber habe oft das Wochenende in Gefängnis zugebracht, weil ich keinen Nachtpass hatte. Es spielte überhaupt keine Rolle, ob man ein bekannter Künstler war oder nicht. Man konnte die Manhattan Brothers, Miriam Makeba, Dolly Rathebe oder Dorothy Masuka sein. Das war ihnen völlig egal. Du bist schwarz, und damit hat sich's.»
Diese unablässigen zermürbenden Polizeischikanen und die ständige Verbitterung, hervorgerufen durch das Leben unter einem System, wo die Menschen durch strikte Rassenschranken getrennt sind, spielten eine wesentliche Rolle beim Entschluss Miriam Makebas vor sieben Jahren, ihr Heimatland zu verlassen, um Glück und Erfolg im Ausland zu suchen. Den Erfolg hat sie gefunden, doch immer noch hofft sie auf den Tag, an dem sie nach Hause zurückkehren kann zu ihrer Mutter, ihrem Bruder und ihrer Schwester, ohne Gefahr zu laufen, für ihre leidenschaftliche Kritik an der Rassenpolitik ihres Landes bestraft zu werden.
Südafrika ist ihre Heimat und in Südafrika begann ja auch ihre Karriere. Sie erinnert sich immer noch an das kleine Mädchen, das mit so viel Hingabe im Schulchor mitsang, und auch an den selbstsicheren Teenager, der als Leadsängerin eines Schulmädchenquartetts in Pretoria die Herzen der Konzertbesucher eroberte.
Und auch jene schweren und oft bedrückenden Kinderjahre hat sie nicht vergessen, als ihre Mutter, nach dem Tod ihres Vaters, 1939, eines Schullehrers, eine Dienstbotenstelle annehmen musste, um ihre sechs hungrigen Kinder durchzubringen. Dann kam die

Zeit, als drei Geschwister starben, eins nach dem andern ...
Die Besucher von Miriam Makebas Shows sind ausnahmslos beeindruckt von der Selbstsicherheit und mühelosen Sicherheit, die sie ausstrahlt. Während sie ihre Lieder singt, macht sie den Eindruck, als hätte sie die Zuhören völlig vergessen, als gebe es dann nichts mehr auf dieser Welt als ihre eigene Stimme. Schon als Schulmädchen in Pretoria hatte sie nie Lampenfieber. Als 1947 der damalige König von England, Georg VI., mit seiner Familie Südafrika besuchte, sang Miriam vor den königlichen Besuchern ein Solostück. Nicht ein einziges Mal geriet sie ins Stocken. Heute, sagt sie, ist jenes Lied «Usizi wo Muntu Omnyana» (Das Elend des schwarzen Mannes) von der südafrikanischen Regierung als subversives Musikstück verboten.
Nachdem Miriam in Pretoria die Schule verlassen hatte, kehrte sie nach Johannesburg, ihrer Heimatstadt, zurück, wo sie beschloss, die Sängerlaufbahn einzuschalgen. Ihre erste «Stelle» hatte sie bei einer Gruppe, genannt die «Cuban Brothers». Der Umstand, dass einer der «Brothers» ihr Vetter war, war sehr tröstlich für ein ziemlich unsicheres Mädchen, das zum erstenmal einen Vorgeschmack vom berufsmässigen Showgeschäft bekam. Die Gruppe war nichts Besonderes, ja sogar mehr eine Amateur- als eine Profigruppe. Doch die Erfahrungen, die sie dabei gewann, waren unschätzbar. Sie sangen an Hochzeiten, Parties, bei Empfängen und gaben Wohltätigkeitsveranstaltungen.
Dann kam der Abend ihres ersten richtigen Durchbruchs, eine Art unverhoffter Glücksfall. «Wir sangen im Gemeindezentrum des Schwarzenviertels Orlando in Johannesburg», erinnert sie sich. «Die Manhattan Brothers, Südafrikas Spitzenpopgruppe, standen auf dem gleichen Programm. Nach der Vorstellung kamen sie zu mir und fragten mich, ob ich bei ihnen mitmachen wolle. Ich war ziemlich aufgeregt, dass eine so berühmte Gruppe mich als Sängerin haben wollte. Schliesslich waren sie schon seit zehn Jahren berühmt, und ich war ausserhalb Johannesburgs ein unbeschriebenes Blatt.»
Mit den Manhattan Brothers trat sie auch zum ersenmal im Ausland auf. 1953 sang sie in Südrhodesien (Zimbabwe), Sambia (damals Nordrhodesien) und in Belgisch-Kongo. «Ich mochte die Manhattan Brothers sehr gut», sagt sie. «Ich habe viel von ihnen gelernt.»
Der nächste grosse Schritt nach oben war ihre Anstellung als Leadsängerin der «African Jazz & Variety», einer Gruppe farbiger Sänger und Musiker, die ein weisser südafrikanischer Unterhalter namens Alfred Herbert zusammengebracht hatte.
Es waren die «African Jazz», die erstmals farbige Musiker dem weissen Publikum vorstellten. Da Alfred Herbert ein Weisser war, konnte er Säle «Nur für Weisse» mieten, die für gewöhnliche Farbige nicht zugänglich waren. Vor dieser Zeit durften Afrikaner nur in den sogenannten «Eingeborenenlokalen» auftreten.
Hat Miriam Makeba unter der Apartheid gelitten? «Die ganze Zeit. Die ganze Zeit», sagt sie. «Tatsächlich durften wir zu Beginn meiner Karriere nie in weissen Stadtteilen oder Nachtclubs auftreten. Nachtclubs waren nur für die Weissen da.»
Während sie nachdenklich mit einem Glas importierten Biers spielt, fügt sie hinzu: «Damals durften Afrikaner nicht einmal Bier trinken; offenbar waren wir noch nicht reif oder zivilisiert genug, um uns einen Drink zu genehmigen. Wegen dieser Art von Diskriminierung begannen wir unsere Karrieren in den Siedlungen oder den Schwarzenvierteln.»
Doch für die African Jazz & Variety lagen die Dinge anders. Die Saaltüren der Weissen standen Miriam Makeba und ihrer Gruppe offen. Danach konnte sie niemand mehr aufhalten. Von der Gruppe «African Jazz» zur grossen afrikanisch inspirierten Jazzoper «King Kong» war es für Miriam nur noch ein Katzensprung. Sie erhielt die weibliche Hauptrolle in diesem Musical – die meisten Lieder darin sind übrigens von Todd Matshikiza geschrieben worden, der heute beim sambischen Informationsdienst in Lusaka arbeitet. «King Kong», und mit ihr Miriam, eroberte das Land im Sturm. Nie zuvor hatte man derartiges erlebt. Doch sogar inmitten all dieser Aufregung, so erinnert sich Miriam, «erhob sich dauernd das hässliche Gespenst der Apartheid. Wir durften nie mit weissen Künstlern auf der gleichen Bühne arbeiten oder weisse und schwarze Zuschauer in der gleichen Vorstellung haben. In der Johannesburger City Hall, zum Beispiel, hatten wir ‹weisse› und ‹schwarze› Abendvorstellungen.»
Ende 1960 kam die Jazzoper nach London, wo sie etwas über ein Jahr lang im Westend aufgeführt wurde. Wie viele andere Farbige hegt auch Miriam keinen Hass gegenüber ihren weissen Landsleuten. Was sie als Künstlerin von ihnen erwartet, ist, dass sie ihr keine Hindernisse in den Weg legen. Als Staatsbürgerin verlangt sie Gleichheit vor dem Gesetz und die Möglichkeit für alle, an der Regierungsverantwortung teilhaben zu dürfen, nicht mehr und nicht weniger. Doch dies bedeutet Mehrheitsprinzip ... Und das ist der Punkt, an dem sich Miriam und das weisse Südafrika entzweit haben. Das ist auch der Grund,

Foto: teutopress

Miriam Makeba ist auf vielen Jazz-Festivals zum wahren Publikumsmagneten geworden.

Aus «Verlernen, was mich stumm macht», ein Lesebuch zur afrikanischen Kultur, herausgegeben von Al Imfeld, Unionsverlag, Zürich.

weshalb sie jetzt nicht mehr nach Hause zurückkehren kann. Sie ist zu sehr zum Symbol des Kampfes gegen die Apartheid geworden.
Aber sie ist keine Anhängerin einer umgekehrten Apartheid. Einer der Gründe, weshalb sie zum Beispiel ihre Auftritte mit der African Jazz & Variety und King Kong so sehr genossen hat, ist der, dass die Shows ihr die Möglichkeit gegeben hatten, den weissen Zuhörern ihre Fähigkeit als Sängerin zu beweisen.
Nicht nur weisse Südafrikaner sahen und hörten Miriam singen. Da war auch ein Amerikaner, Lionel Raugersen. Er war so beeindruckt, dass er sie bat, in einem Film zu singen, den er in Amerika anlaufen liess. In diesem Film, «Come Back, Africa» oder, in der Zulusprache, «Mayibuye i-Afrika», hörte dann der amerikanische Fernsehstar Steve Allen Miriam zum erstenmal singen. Er bot ihr an, vier Wochen lang in seiner sonntäglichen Abendsendung aufzutreten. Miriam nahm an – und lebt seither in den Vereinigten Staaten.

Nach Steve Allens Show kam das «Village Vanguard», eines der beliebstesten Nachtlokale von New York. «Hier haben viele der grossen amerikanischen Stars angefangen», sagt Miriam. «Eartha Kitt, Johnny Mathis, Billy Holliday, sie alle haben im ‹Village Vanguard› angefangen.»

Miriam Makeba war sofort eine Sensation in Amerika. Besonders die von ihr im Xhosa-Dialekt, eines Bantu-Stammes der Kap-Provinz, gesungenen Lieder kamen bei den Amerikanern ausserordentlich gut an. Fast über Nacht wurde sie zur Berühmtheit.
Miriam ist ein schlagfertiger Gesprächspartner mit witzigen Einfällen. Spricht man sie jedoch auf ihre Angehörigen an, so verlieren die lachenden Augen ihren Glanz. Sie erzählt von ihrer Mutter, ihrer Schwester und von ihem Bruder, der ein politischer Gefangener ist ...
«Ja, ich habe Heimweh», sagte sie. «Und ich muss zugeben, sogar wenn ich mich in Afrika aufhalte ... Ich meine, es ist schön, in Afrika zu sein; aber trotzdem nicht das gleiche, wie wenn ich nach Südafrika ginge. Tief in meinem Innern spüre ich, dass ich in Sambia ebenso ein Fremder bin wie in Amerika. Die Menschen geben sich alle Mühe, damit ich mich wie zu Hause fühle; doch ist es einfach nicht das gleiche. Obwohl ich mich ja gerne in afrikanischen Ländern aufhalte, fühle ich mich nicht zu Hause, da es immer wieder Momente gibt, wo man irgendwie, durch ein gewisses Verhalten der Menschen, und seien sie noch so nett, zu spüren bekommt, dass man nicht zu ihnen gehört.»
In einem Lied spricht sie von diesem Gefühl, ein Aussenseiter zu sein: «Ganz gleich wie sehr ich mich bemühe, ich kann mit ihnen, aber nie einer von ihnen sein.»

Aber auch wenn sie nicht das Gefühl hat, «eine von ihnen» zu sein – das unabhängige Afrika liebt sie. In praktisch allen afrikanischen Hauptstädten wird sie gefeiert. Als in Addis-Abeba die Organisation für die Einheit Afrikas ins Leben gerufen wurde, war Miriam als persönlicher Gast Kaiser Haile Selassies zugegen. Ex-Präsident Nkrumah lud sie 1965 nach Accra ein, um die Delegierten der dritten OAU-Konferenz zu unterhalten. Als besonderer «Gast der Nation» ist sie in Kenia, Tansania, Kongo (Brazzaville) und Guinea gefeiert worden. Im Oktober war sie drei Wochen lang Gast der sambischen Regierung und ein Star an den Feierlichkeiten zum dritten Jahrestag der Unabhängigkeit. Sie war zum Regierungssitz eingeladen worden, wo sie mit Präsident Kaunda gesungen hat.

Miriam Makeba hat eine besondere Schwäche für Guinea. Kurz bevor sie nach Sambia kam, war sie persönlicher Gast von Präsident Sekou Touré in Conakry. Nicht nur erhielt sie die Ehrenbürgerschaft von Guinea, die Regierung versprach zudem, ihr eine Villa in Dalabar, einem exklusiven Vorort von Conakry, zu bauen, sobald sie sich entschliessen sollte, sich niederzulassen.

«Ich glaube, ich werde wohl bald in Guinea landen», meint sie nachdenklich. Doch gibt es gewisse Komplikationen. Sie ist Südafrikanerin von Geburt, hat sich in den Vereinigten Staaten niedergelassen und reist mit einem tansanischen Pass. «Ich bin einer der verworrensten Menschen», scherzt sie über sich selbst.

«Auch wenn ich nicht selber nach Südafrika zurückkehren kann», sagt sie, «bin ich zuversichtlich, dass vielleicht meine Tochter zurückkehren wird. Ich bin überzeugt, dass die gegenwärtige Situation in Südafrika nicht für immer so bleiben wird, da Unrecht niemals den Platz von Wahrheit und Recht einnehmen kann. Auch Hitler hat nie geglaubt, dass er eines Tages verliere, aber er hat. Und das gleiche wird mit Voster und allen anderen passieren. Eines Tages werden sie abtreten müssen, und das bedeutet, dass wir dann alle wieder nach Hause zurückkehren können. Wie es soweit kommen wird, weiss ich nicht, aber dass es geschehen wird, steht für mich fest.»

Noch vor wenigen Jahren haben sich viele Menschen in Europa und auch in Amerika kaum mit Afrika auseinandergesetzt. Das ist ja auch verständlich: Afrika war für sie irgendein exotischer Winkel dieser Welt, Afrikaner waren für sie irgendwelche Wilde ohne Zivilisation und Kultur. Hier ist einiges anders geworden, seit die Beziehungen, der Austausch und die Kontaktmöglichkeiten zwischen Afrika und Europa sich intensiviert haben. So sind sicher viele alte Vorurteile ins Wanken gekommen.
Das gilt vor allem für die jungen Leute in Europa und Amerika. Sie haben, meine ich, tatsächlich viel Verständnis und Interesse für uns, sie engagieren sich für Afrika.
Auch in Afrika kommen immer wieder weisse Menschen zu mir und fragen: Was können wir tun? Haben wir Weissen überhaupt einen Platz im Befreiungskampf der Afrikaner? Ich habe darauf nur eine Antwort: Ja, gehen Sie zurück in Ihre eigenen Länder, gehen Sie dorthin zurück, wo Sie hergekommen sind, und unternehmen Sie dort etwas, damit die Europäer ihr Denken ändern. Die Europäer müssen aufhören, uns ihre Lebensweise, ihre Zivilisation aufzuzwingen.
Nicht wir machen Europa Probleme, Europa macht uns Probleme. Die Europäer kommen zu uns, strecken ihre Füsse bei uns auf den Tisch und geben uns Ratschläge. Wenn Sie Afrika helfen wollen, dann sorgen Sie dafür, dass diese Leute ihre Füsse von unserem Tisch nehmen und verschwinden. Wir brauchen ihre Hilfe nicht, um unsere Identität zu finden. Die Europäer selbst müssen eine neue «weisse Identität» finden. Gewiss, wir brauchen technische und wissenschaftliche Hilfe. Aber wir brauchen beileibe keine Ratschläge, wie wir zu leben, zu denken, zu fühlen oder uns zu verhalten haben. Das ist allein unser Problem. Aber: Europa muss sich ändern. Europa muss eine neue Identität finden, muss seine Beziehungen zu uns überprüfen. Wenn die Europäer gelernt haben, uns so zu akzeptieren, wie wir sind – ob in ihrem Augen «primitiv» oder nicht –, wenn sie gelernt haben, uns als Menschen, als Schwarze, als Afrikaner anzuerkennen und in Ruhe zu lassen, dann können wir vielleicht auf gleicher Ebene, gleichberechtigt miteinander zusammenleben.

Als 1980 in der Stadt Zürich die erste öffentliche Tagesschule ihre Türen auftat, ging es darum, auf einen stark veränderten Frauenalltag zu reagieren. Denn während sich in der Berufswelt die Arbeitszeiten geändert haben und mehr als ein Drittel aller Mütter berufstätig ist, haben sich die Schulzeiten unserer Kinder in der herkömmlichen Volksschule noch nicht angepasst.

Frauen und die Schulzeiten ihrer Kinder

Die Organisation der Familien hat sich verändert. Die Organisation unserer Schule ist weitgehend unverändert. Früher war die Mittagszeit in der Familie viel länger. Heute sehen die meisten Kinder ihren Vater erst abends. Auch war eine Familie grösser: Eltern, Kinder, Grosseltern, ledige Verwandte und eventuell noch Mägde gehörten dazu. Der Haushalt war grösser, der Lebensraum für alle weniger eng als heute.

Die Tatsache, dass viele Kinder als Einzelkinder teilweise in überalterten Quartieren aufwachsen, gefährliche Strassen das Spielen verunmöglichen, spricht allein schon für ein Überdenken der traditionellen Schulangebote.
Es muss als ein deutliches Signal wahrgenommen werden, wenn ein Drittel der Eltern sich Tagesschulen wünscht. Wie Pilze schiessen sie aus dem Boden, doch immer noch sind es meist private Tagesschulen und diese Entwicklung führt nur zu oft zu einem sozialen Gefälle zwischen «reicheren» und «ärmeren» Schülern und ist sicher für einen guten Zusammenhalt der Bevölkerung nicht von Gutem.
In den Städten und Gemeinden haben sich deshalb «Tagesschul-Vereine» zum Ziele gemacht, an der Entwicklung des Tagesschulkonzepts mitzuarbeiten und sich hauptsächlich einzusetzen für ein Angebot, das den lokalen Voraussetzungen entspricht und darum auch gut funktionieren kann.
Als wichtigstes Ereignis im vergangenen Vierteljahr ist die Gründung des Vereins Tagesschulen für die Schweiz zu melden. Vertreter aus den Kantonen Basel, Bern, Luzern, St. Gallen, Zug und Zürich haben sich zu diesem Schweizerischen Verein zusammengeschlossen, weil ein grosses Bedürfnis nach Informationsaustausch besteht und weil es darum geht, diesem Bedürfnis vieler Kinder und Familien Nachachtung zu verschaffen. Die Befürworter von Tagesschulen rechnen damit, dass zu den heute schon bestehenden und sehr gut funktionierenden Tagesschulen bald weitere dazukommen werden, bis ein Angebot an fakultativen, öffentlichen Tagesschulen zur Verfügung steht für jene Familien, die diese Einrichtung brauchen.

Was ist eine Tagesschule?

In einer Tagesschule bleiben die Kinder durchgehend von morgens bis in den Nachmittag hinein in der Schule. Sie bekommen ein Mittagessen und allenfalls auch Zwischenverpflegung. Die Aufgaben werden in der Schule unter Aufsicht eines Lehrers gemacht. Dies ist eine Möglichkeit, im Unterricht aufgetretene Schwierigkeiten nochmals durchzugehen und auszumerzen. Die Kinder können einen Teil ihrer Freizeit in der Schule verbringen, denn es werden ihnen feste Kurse angeboten, sowie Räume für die selbständige Gestaltung der Freizeit durch die Kinder. Am Mittwochnachmittag ist die Schule geschlossen. Auch hat sich gezeigt, dass die 5-Tage-Woche sich sehr vorteilhaft auswirkt, denn viele Eltern schätzten den freien Samstag an der Schule, weil sie darin eine gute Chance sehen, mit der Familie die Freizeit zu verbringen.
Im Kanton Zürich wurde ausserdem eine Volksinitiative lanciert zur Einführung der 5-Tage-Woche für alle Schulen. An der Tagesschule Feldblumenstrasse in Zürich, ein 1980 gestarteter Schulversuch, hat mit der Ganztagesschule wie auch mit der 5-Tage-Woche positive Erfahrungen gemacht. Ein Besuch in der ersten Klasse bei Lehrer Röbi Ritzmann zeigt den Tagesschulbetrieb aus der Nähe.

Ein Schultag in der Tagesschule

Ins Schulzimmer im ersten Stock, erste Türe links, pendeln die zwölf Erstklässler zwanglos und unbekümmert ab halb acht Uhr ein. Es bleibt noch Zeit für ein Spiel oder für einen Schwatz. Der Lehrer ist bereits da, doch der Unterricht beginnt erst um 8 Uhr und dauert bis 9.30 Uhr, zur grossen Pause. Typische Erstklässleratmosphäre erfüllt das Zimmer: grosse Zahlen von 1–10 stehen an der Wandtafel und werden mit grossem Einsatz auf das eigene Blatt geschrieben. Aus dem Lesebuch wird mit leiser Zurückhaltung vorgelesen. Mit den bunten Rechenklötzli muss eine Treppe konstruiert werden. So vergeht die Zeit schnell und die Kinder sind überrascht, dass es schon zur Pause geht.

In einer Tagesschule muss unbedingt auch Zeit für Spass und Spiele vorhanden sein.

Der Znüni ist Elternsache

Heute ist es ein Vater, der seit über einer Stunde in der Küche steht und

aus Fenchel, Rüebli, Gurken, Radiesli und Champignons einen Frühlingstraum zubereitet, alles bildschön anrichtet und die Kinder dazu ermuntert, entsprechend zuzugreifen. Nach der langen Pause dauert der Unterricht bis zum Mittagessen um 11.45 Uhr. Das Essen wird geliefert, unter Mithilfe von Küchenhilfen oder auch von Eltern angerichtet und mit Salaten ergänzt. Die Erstklässler decken eifrig ihre Tische im Schulzimmer, wo sie ungestörter sind als im Speisezimmer unter den Grossen. Lehrer, Eltern und Kinder sitzen am selben Tisch und lernen sich im Laufe eines Schuljahres sehr gut kennen. Für die Lehrer ist dies ein wichtiges pädagogisches Anliegen, das in einer Tagesschule besonders gut zum Tragen kommt. «Die Betreuungszeit stellt hohe Anforderungen an uns: Sie ist eine echte Chance, die Kinder von einer anderen Seite als der schulischen kennenzulernen», erklärt Lehrer Ritzmann.

Sicher, die beste Schule ist immer diejenige, in der sich das Kind und ebenso die Lehrerin und der Lehrer wohlfühlen. Damit ist eine optimale Lernsituation gegeben. Die Schüler sind aufnahmefähig und leisten mehr. Eine solche Idealschule muss natürlich nicht unbedingt eine Tagesschule sein. Doch die Chance, ein Vertrauensverhältnis zu schaffen, das ganzheitlich erlebt wird, ist an der Tagesschule grösser, weil die Eltern-Lehrkraft-Kind-Beziehung schon allein durch die Zusammenarbeit und Mithilfe der Eltern intensiver ist.

Die Sozialpädagogin Rita Huwiler beleuchtet nocht einen andern Aspekt, der für die freiwillige Tagesschule spricht: «Vor rund 100 Jahren hatte die Frau keine so grosse Lebenserwartung. Auch stand sie oft einem grossen Haushalt vor und ein Kind hatte mehrere Bezugspersonen. Heute ist dies anders. Die Frau hat nach der Geburt des letzten Kindes noch zwei Drittel des Lebens vor sich und der Durchschnittshaushalt ist klein und praktisch. Es ist begreiflich, wenn nicht alle Frauen ihre Zufriedenheit aus der Verbindung Haushalt – Kindererziehung suchen. Viele suchen eine sinnvolle Verbindung von Berufstätigkeit und Kindererziehung.»

Zudem leben doch allein in Zürich wie in Basel, Bern usw. sehr viele Alleinerziehende, für die eine Tagesschule eine zusätzliche Schulform mit einem ganzheitlichen Schulkonzept und einem herkömmlichen Lehrziel bedeutet. Die Eltern tragen je nach Einkommen einen beträchtlichen Teil der Kosten einer Tagesschule, so dass es zu keiner übermässigen Belastung auf Staatskosten kommt.

Mutterrolle heute

Mit der Wandlung des Frauenbildes veränderte sich auch die Mutterrolle. War früher ein Grosshaushalt auch eine Möglichkeit, die Kinderbetreuung zu delegieren, so ist die heutige Kleinfamilie der übliche Rahmen, in welchem Kinder aufgezogen werden. Mutter und Kind sind beinahe ausschliesslich aufeinander ausgerichtet. Der Einfluss der Mutter ist so gross, dass diese durch ihre Verantwortung oft überfordert ist. Dr. Kathrin Wiederkehr-Benz sieht in tiefenpsychologischen Fallgeschichten, dass unglückliche Mutter-Kind-Beziehungen und deren traurige Konsequenzen oft aus dieser Kleinfamiliensituation mit übertriebenen Erwartungen an die Mütter resultieren. Statt Isolation könnte eine Integration angestrebt werden, die der neueren Elterngeneration zu einem besseren Mutterrollen-Verständnis den Weg zeigen kann. *Ursula Oberholzer*

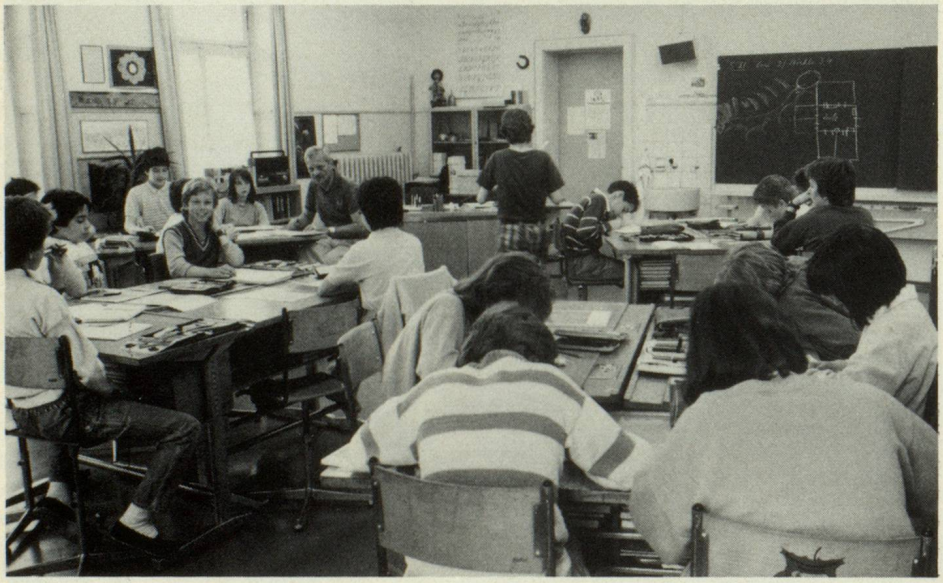


Foto: Andy Berger

In der Tagesschule werden auch die Hausaufgaben gemeinsam und mit Hilfe des Lehrers gemacht.

Integration statt Isolation

von Dr. Kathrin Wiederkehr-Benz, Zürich (aus: «Wider die Schuld der Mütter», NZZ).

In Familien, die sich aus einem erwerbstätigen Vater, einer Hausfrau und abhängigen Kindern zusammensetzen, leben heute weniger als zwanzig Prozent der Schweizer Bevölkerung. Die Zahl der Kinder mit berufstätigen Müttern, alleinstehenden oder verheirateten, wächst. Die öffentlichen Einrichtungen haben sich jedoch den neuen Realitäten nicht genügend angepasst.

In der traditionellen Normen verpflichteten Schweiz werden die Kinder noch zu häufig als Privatsache der Mütter angesehen, von denen der Rückzug an den häuslichen Herd erwartet wird. Verhältnismässig einfache Anpassungen an die Gegenwart, wie etwa die Einführung von Tagesschulen, stecken bei uns in harzigen Anfängen, und so werden die Mütter von ständig wechselnden Schulstundenplänen in ihrer eigenen Zeiteinteilung arg eingeschränkt.

Indessen sind auch Veränderungen im Gang, die hoffnungsvoller stimmen. Die überkommene Rollentrennung, welche Mann und Frau völlig unterschiedliche Wirkungssphären zuweist – dem Mann Beruf und Öffentlichkeit, der Frau Familie und Haushalt –, ist bei der jungen Generation seltener anzutreffen. Hier gewinnt die Durchmischung der Aufgabenbereiche an Boden. Eine in der ausserfamiliären Welt erfolgreiche Frau wird heute respektiert, während der einfühlungsfähige Mann ein gesuchter Partner ist. Aufgeschlossene Väter übernehmen ihren Anteil an der täglichen Kinderbetreuungsarbeit. Viele von ihnen gewinnen dabei einen neuen Zugang zum Leben und gehen mit ihren Kindern liebevoll und kompetent um.

Diese neuen Eltern sind imstande, das durch das Kind Erfahrene direkt in die Gesellschaft zu tragen. Mütterlichkeit und Väterlichkeit, Respekt vor dem organisch Gewachsenen sind Haltungen, welche die Öffentlichkeit im Umgang mit den immensen Gegenwartsproblemen dringend braucht.

Verein Tagesschulen für die Schweiz
Präsidentin: Frau Ursula Rellstab
Sekretariat: Schaffhauserstrasse 210, 8057 Zürich
Tel. 01/311 39 19 (Di/Mi/Do 13–16 Uhr)

Wem käme im Kontakt mit einem unheilbar kranken, verzweifelt leidenden Menschen nicht der Gedanke, ob es nicht humaner und zu verantworten wäre, die Agonis abzukürzen, den Schmerzen ein Ende zu bereiten?

Betty Rollin: Der letzte Wunsch

Die hoffnungslos krebskranke Ida Rollin und ihre Tochter Betty haben einen solchen Gedanken ausgesprochen, miteinander diskutiert und sind zum Entschluss gelangt, diese in gegenseitiger Achtung und Liebe auszuführen. Mit Hilfe ihrer Tochter hat die Kranke durch eine Überdosis von Schlafmitteln ihrem qualvollen Leben freiwillig ein Ende gesetzt.

Auf Wunsch ihrer verstorbenen Mutter hat die Journalistin, Buchautorin und Medienschaffende Betty Rollin ihre Erfahrungen in Buchform veröffentlicht und damit einen Beitrag zum Fragenkomplex rund um die Sterbehilfe geleistet.

Dies ist kein theoretisches Buch. Die krebskranke Ida Rollin, obwohl aus konservativen jiddischen Verhältnissen stammend, war nicht religiös, ebensowenig wie ihre Tochter Betty. Auch philosophische Fragen stehen hier nicht zur Diskussion, wohl aber solche rund um Menschenwürde, Mit-Leiden und Humanität. Und nicht zuletzt geht es um die praktische Durchführung eines solchen Schrittes. Denn, wie bei anderen Problemen, sind es die Details, die am meisten Kopfzerbrechen verursachen.

Betty war die einzige Tochter des Ehepaares Rollin, und sie war durch eine enge Bindung an die eigenwillige, selbstbewusste, Liebe schenkende und fordernde Mutter geprägt. Nach einem heftigen Ablösungsprozess in der Pubertät gelangten die beiden Frauen zu einem duldsamen und nachsichtigen Mutter-Tochter-Verhältnis, das von echter Zuneigung geprägt war. Die besitzergreifende Art der Mutter wurde von der Tochter als das genommen, was sie war: der Ausdruck eines starken Gefühls, das manchmal die Grenzen nicht zu akzeptieren bereit ist.

Ein glückliches Leben

Bestätigt wurde Betty Rollin in ihrer Toleranz durch die freundliche Art und Weise, in der ihr Mann Ed die schwiegermütterlichen Fürsorgebestrebungen aufnahm. Ida Rollin wird von ihrer Tochter Betty so charakterisiert: «1908 kam Ida zur Welt, das erste in Amerika geborene Kind der Silvermans, und deshalb wurde sie von ihren Eltern mit einer Art ewigen Respekts, immerwährender Ehrfurcht behandelt, denn für sie war alles Amerikanische gleichbedeutend mit Grossartigkeit. Ida war wie ihr Bruder ernst und intelligent, doch ihr fehlte seine Schüchternheit – tatsächlich fehlte ihr jegliche Schüchternheit. Das in Amerika geborene Kind, so dachte ihre Mutter immer wieder, wird in der amerikanischen Welt seinem Weg machen. ‹Wegen Ida brauchen wir uns keine Sorgen zu machen›, sagten ihre Eltern auf Jiddisch zueinander.»

Ida erreichte alles, was sie angestrebt hatte: eine gute Schulbildung, familiäres Glück, freundschaftliche Beziehungen vielfältigster Art und – nach dem Tod des Gatten – eine erfreuliche Altersliebe zu einem um mehrere Jahre jüngeren Mann.

Und in dieses Seniorenglück hinein platzt die Mitteilung, die plötzlich aufgetretenen Magenschmerzen seien die Folge eines fortgeschrittenen Unterleibkrebses. «Wir sassen im kalten Rauch des Wartezimmers und warteten auf das Erscheinen von Dr. Burns und darauf, dass er das Wort *gutartig* aussprechen würde. Doch als Dr. Burns endlich kam, sprach er das Wort *bösartig* aus und ausserdem das Wort *Metastasen,* und noch ehe es einem von uns auch nur in den Sinn kommen konnte, zu fragen ‹Wieviel Zeit bleibt ihr noch?› war der Chirurg schon aus dem Zimmer und um die Ecke verschwunden.»

Die krebskranke Ida Rollin brach ein Tabu.

«Alles in allem werde sie acht Behandlungen mit Chemotherapeutika bekommen, einmal im Monat, und sie werde die Medikamente intravenös erhalten, im Krankenhaus ... Sie musste zur Behandlung ins Krankenhaus, weil die Mittel, die sie erhielt, nicht geschluckt werden können. Jede Behandlung dauerte ein Wochenende. ... Seit ihr die Haare ausgegangen waren, trug sie einen Turban. Ich wusste, dass der Verlust ihres Haares sie härter traf, als sie zugab. Sie hatte so herrliches Haar gehabt – dick und schwarz und glänzend, mit nur ein paar grauen Strähnen an den Schläfen.»

Die Krankheit war stärker

Nach dem ersten Behandlungsschub geht es der Patientin besser. Die Leiden, die jeweils den einzelnen Behandlungen gefolgt waren, schienen sich gelohnt zu haben. Doch die Krankheit war stärker.

«23. September. Eine Chemotherapie war fällig, doch sie entschieden, dass sie sie nicht aushalten würde, und schickten sie wieder nach Hause, bis sie etwas kräftiger geworden wäre. So erklärte es der Arzt. Ich hatte angenommen, dass sie darüber erleichtert sein würde. Ich täuschte mich. Sie nahm es – richtigerweise – als Zeichen, dass sie für die Behandlung zu krank war.»

«Als Rose mir die Türe öffnete, traf es mich wie ein Schlag – der Geruch. Er war widerlich und kräftig, und es gab keinen Zweifel, was ihn verursacht hatte. Die Gedärme meiner Mutter mussten explodiert sein. Warum hatte Rose die Fenster nicht aufgemacht? Doch als ich die Wohnung betrat, sah ich einen wehenden Vorhang. Sie hatte das Fenster geöffnet ... Meine Mutter lag auf dem Bett, die Zudecke war zurückgeschlagen. Ihr Nachthemd hatte sich um ihren Körper gewickelt, ihr Kopf lag zur Wand gerichtet. Ihr Kopf glänzte kahl. Natürlich wusste ich, dass sie keine Haare mehr hatte, doch da sie immer ihre kleine Kappe trug, hatte ich sie seit der ersten Chemotherapie – vor rund zwei Jahren – nicht mehr so gesehen. Sie rollte den Kopf herum und sah mich an. Ich streckte die Arme nach ihr aus. Mutter, schluchzte ich innerlich, ach Mutter, Mutter.»

«Ich hatte ein wundervolles Leben, doch nun ist es vorbei oder sollte vorbei sein. Ich habe keine Angst vor dem Sterben, nur Angst vor dieser Krankheit, was sie mir antut. Mir geht es nicht besser, mir geht es nicht schlechter. Von jetzt an gibt es keine Besse-

rung mehr. Nichts als Übelkeit und diese Schmerzen – sie hören nicht auf. Chemotherapie werden sie nicht mehr machen. Sie werden überhaupt nichts mehr machen. Dr. Burns sagt, wenn ich dieses Stadium erreichte, würde ich bald sterben. Aber ich sterbe nicht. Ich fühle es. Also was passiert jetzt mit mir? Ich weiss es. Ich werde langsam sterben ... Wer hat einen Nutzen davon, wenn ich langsam sterbe? Meinst du, ich sehe nicht, was ich dir schon jetzt getan habe? So dünn wie jetzt warst du seit deiner Schulzeit nicht mehr. Ein langsamer Tod hat keinen Sinn, nicht den geringsten. Ich habe Dinge ohne Sinn nie tun mögen. Es muss ein Ende haben. ‹Mutter willst du das wirklich – sterben?› ‹Natürlich möchte ich sterben›, antwortete sie.»

Keine Angst vor dem Sterben

Betty und ihr Mann Ed waren bereit, diesen Wunsch der gepeinigten Mutter zu erfüllen. Doch wie? Es galt vieles zu überlegen. Das Ehepaar war sich bewusst, dass es gegen bestehendes Recht verstiess. Ja, es galt sogar, einen möglichen Mordverdacht auszuschliessen. Und im weiteren gab es eine Menge rein technischer Probleme zu lösen. Wie gelangte man in den Besitz einer Überdosis starker Schlafmittel? Welches war überhaupt das richtige Medikament? Wie nimmt eine schwerkranke Frau, die kaum noch Essen behalten kann, solche Mittel zu sich? Wer wacht bei der Sterbenden, ohne sich eines schweren Verdachtes auszusetzen? Und schliesslich: Wie verhält sich eine emotional zutiefst aufgewühlte Tochter, um der Mutter den entscheidenden Schritt nicht unerträglich schwerzumachen?
Ida Rollin selbst war es, die sich die nötigen Medikamente zu verschaffen wusste. *Sie* tröstete ihre Tochter. *Sie* brachte die Kraft auf, um dankbar und gefasst aus diesem Leben zu scheiden.
Gerne würde man natürlich wissen, ob gegen die Autorin nach dem Erscheinen des Berichtes rechtliche Schritte eingeleitet wurden und wie sie überhaupt innerlich mit diesem Tod fertig geworden ist. Sollte das Buch in 2. Auflage erscheinen, würde die Möglichkeit eines entsprechenden Anhanges bestehen. Trotz der zwiespältigen Gefühle, welche der Bericht hinterlässt, löst er auch eine grosse Nachdenklichkeit aus und wird bei vielen Menschen auf Verständnis stossen.

Annemarie Stüssi

Betty Rollin: «Der letzte Wunsch» – Der Bericht einer Tochter, die ihrer Mutter hilft, einen würdigen Tod zu sterben.

Dieter Bornemann sprach mit der 79jährigen Schauspielerin und Protestsängerin Erna Brünell, die ihre neuesten Lieder mit viel Engagement, Courage und Humor im Mai im Theater am Hechtplatz in Zürich vorgetragen hat.

Erna Brünell: Man muss wach statt schwach sein

«Schweizer Frauenblatt»: Frau Brünell, welche Eigenschaften sind für Ihre Person besonders typisch?
Erna Brünell: Ich bin grosszügig, meistens liebenswürdig, nicht nachtragend, unternehmungslustig, kämpferisch und auf jeden Fall positiv in meiner Lebenseinstellung.

Sie texten und singen Protestsongs. Wogegen protestieren Sie?
Ich protestiere in der Hauptsache gegen das, was die Jungen mit den Alten falsch machen und was die Alten mit den Jungen falsch machen. Also im Grunde genommen gegen ganz reale Missstände, die man ändern sollte. Natürlich kann ich die Welt nicht verändern – aber Denkanstösse geben. Wenn mir das gelingt, bin ich schon sehr zufrieden.

Wen wollen sie mit Ihrem Programm ansprechen?
Mein Publikum fängt erfreulicherweise bei den 16jährigen an und endet ungefähr bei den 80jährigen. Und die Jungen reagieren so herrlich, weil sie ja eben auch unterstützt werden.

Wie ist denn Ihr Verhältnis zur heutigen Jugend?
Es ist im Prinzip gut. Ich werde auch akzeptiert von den Jungen. Mich interessieren natürlich in erster Linie die positiven jungen Menschen. Das heisst, die, die zwar etwas ändern wollen, aber es mit logischen und sauberen Motiven geändert haben wollen. Und zu diesen Änderungen biete ich gerne Hand.

Wie stellen Sie sich dann zum Beispiel zu den Chaoten?
Da bin ich überfordert. – Man muss sich fragen, warum diese Menschen zu Chaoten geworden sind. Ein Teil wurde zu Chaoten, weil die Eltern keine Zeit für ihre Kinder hatten oder weil die Eltern eine Lebensauffassung hatten, die die jungen Menschen nicht mehr für sinnvoll ansahen. Ich kann die Chaoten zum Teil verstehen, wenn ich weiss, warum sie so geworden sind. Aber, ich kann ihre Welt nicht teilen.

Sie bringen viel Verständnis für die jungen Menschen auf. Doch was haben die Alten überhaupt noch mit den Jugendlichen gemeinsam?
Die Zukunft! Wir Alten haben genauso eine Zukunft wie die Jungen, nur ist unsere kürzer. Wir wollen auch eine Zukunft und nicht abgeschoben dahindämmern. Die Jungen und Alten sollten mehr zusammenhalten.

Was bedeutet es für Sie, fast 80 Jahre alt zu sein?
Es ist etwas wunderschönes, 79 Jahre alt zu werden, wenn einem die Gnade der Gesundheit, des Klar-Denkens erhalten geblieben ist. Gott sei Dank ist mir das Negative in all den Jahren erspart geblieben. Ich meine jetzt rein körperlich. Und ich habe auch das Schönste, was man eigentlich als Schauspielerin erleben kann, erlebt: Ich konnte meinen 75. Geburtstag auf der Bühne feiern.

Gibt es ein Rezept, wie man sich bis ins Alter jung erhalten kann?
Ich habe immer einfach und normal gelebt, also weder luxuriös noch puritanisch. Je älter ich wurde, desto unruhiger, ich möchte fast sagen aktiver, wurde mein Leben.

Ziehen Sie öfter Bilanz?
Nein, dazu habe ich keine Zeit. Die Vergangenheit hat mich zwar mit reichen Erfahrungen eingedeckt, aber ich muss mich mit den Dingen der Gegenwart auseinandersetzen und an die Zukunft denken. Denn mich beschäftigt ja auch, was mit den jungen Menschen, deren Sympathie ich habe, einmal geschieht, mich interessiert, was die Jungen sagen. Das schliesst aber nicht aus, dass ich auch gerne mit geistig wachen Gleichaltrigen zusammen bin. Ich will nicht einseitig sein.

Wie verstehen Sie sich den mit Gleichaltrigen?
Zum Teil recht gut. Zum Teil überhaupt nicht. Mühe habe ich mit den geistig Passiven, aber auch mit jenen, die aus Trägheit schicksalsergeben sind.

Aber diese Passivität und Schicksalsergebenheit kommt ja nicht von ungefähr. In unserer Gesellschaft werden Menschen aufs Abstellgleis geschoben, nur weil sie eben alt sind.
Die Alten werden einerseits von den Jungen oder Jüngeren ausgeschaltet, die sagen: Ja, was will den die Alte, die kann doch nichts mehr leisten! Und anderseits sind es die Alten selber, die sich sagen: Ich und arbeiten?! – Es gibt diese zwei Gruppen: Die einen dürfen nicht und die anderen wollen nicht.

Welche Aufgaben könnte denn in Ihren Augen ein alter Mensch noch übernehmen?
Wenn eine Putzfrau mit 62 Jahren aufhört zu arbeiten, dann hat sie mein 100prozentiges Verständnis, dann hat sie genug von der Arbeit. Und wenn ein Bauarbeiter, der lebenslänglich Steine geschleppt hat, aufhört Steine zu schleppen, dann ist das auch richtig. Aber wenn eine ehemalige Lehrerin, Verkäuferin oder Buchhändlerin nun plötzlich von der Gesellschaft – Vorhang runter, weg – ausgeschaltet wird, obwohl sie vielleicht gerne zweimal in der Woche in einem Büro mithelfen würde, wo man sich zum Beispiel gegen die Wasser- und Luftverschmutzung einsetzen würde, dann sollte sie das doch tun können. Für solche Anliegen sind doch immer zu wenig Menschen da. – Eine weitere Aufgabe für alte Menschen wäre zum Beispiel, zu anderen Alten zu gehen, die nicht mehr gehen können oder behindert sind, um ihnen das Benötigte zu bringen. Diese Art des Kontaktes könnten viele Alte spielend leisten.

Sie haben in einem Altersheim Rollenspiele für Senioren organisiert und geleitet. Was bezweckten Sie damit?
Ich habe den Kursteilnehmern Aufgaben gestellt, die ihre Phantasie anregten. Dadurch konnten wir schnelleres Reagieren trainieren, was jedem im Privatleben viel nützt, weil er aufmerksamer wird, so etwa nach dem Motto: «Wach sein anstatt schwach sein!»

Wie müsste ein Altersheim nach Ihrer Meinung aussehen?
Menschenwürdig! Es muss kein Palast sein. – Aber ich finde, dass die alten Leute im selben Rahmen wie zuvor weiterleben sollten. Das wäre doch viel sinnvoller, anstatt ins Altersheim zu gehen und dafür Unsummen zu bezahlen. Eine Hilfskraft könnte doch jeden Tag in die Wohnung kommen und für das Nötige sorgen. Aber noch werden alle Menschen wie in Schubladen verteilt. Du bist jung, also in diese Schublade. Dann der, der zehn Jahre älter ist wie du, kommt schon wieder in eine andere Schublade. Und genauso passiert es mit den Alten. Und dieses Aufbrechen aller Schubladen, das versuche ich mit meinem Programm. Ich will die Vermischung, ich will sie geistig und auch im realen Leben.

Foto: Dieter Bornemann

Mit Protestsongs erlebte die bald 80jährige Schauspielerin Erna Brünell ein grosses Comeback.

Sie strahlen rundum Lebensfreude aus. Wofür sind Sie dankbar?
Für meine Gesundheit, die geistige und körperliche. Und ich bin auch dankbar für die moralische Hilfe, die ich durch meinen Lebensgefährten erfahre. Zudem lebe ich einfach gerne. Wenn das nicht so wäre, dann könnte ich, glaube ich, nicht so viel Positives weitergeben. Mein Leben ist kein Traum, mein Leben ist Realität. Aber es waren auch Kurven darin. Ich möchte in der Rückblende diese Kurven nicht missen. Denn sie haben wahrscheinlich zu einer gewissen Reife beigetragen.

«Songs, die das Leben schrieb», so nennen Sie Ihr neues Programm. Was möchten Sie dem Publikum weitergeben?
Das Leben «schreibt» allerlei. Besonders wenn man nicht mehr ganz neu ist, wie ich. Da gibt's Sternstunden. Schönes und weniger Schönes. Interessantes und weniger Interessantes. Positives und Negatives. Und vor allen Dingen gibt es Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Und Gegenwart und Zukunft sind heute meine Themen. Und weil uns allen das Schmunzeln besser bekommt als das zuviel Nachdenken habe ich alle Aktualitäten und die zum Teil bissige Kritik eingepackt in Glossen. Und das sind nun die Songs, die das Leben schrieb.

Setzen Sie sich auch mit dem Tod auseinander? Haben Sie Angst vor dem Tod?
Bis jetzt noch nicht. Es ist der Lauf der Welt. Eines Tages hört das Leben auf. Eine intensive Beschäftigung mit dem Tod, wie es gewisse Fachleute als Hilfe anbieten, schüren in mir erst recht eine Angst.

Denken Sie eigentlich nie daran, Ihren Beruf aufzugeben, sich zurückzuziehen?
Nein, in meiner Agenda steht vorne drin, und das stammt von mir: «Je älter ich werde, desto mehr muss ich arbeiten, damit ich mal eines Tages alt sein kann.» – Ich muss arbeiten, und ich will arbeiten. Ich betrachte mich eben immer noch, trotz der 79 Jahre, als aktiv lebend.

Sie sind eine vielschichtige Persönlichkeit. Seit 1928 spielen Sie erfolgreich Theater. Filme, wie «Das Schlangenei» (Regie: Ingmar Berman) und «Pudy» (Schweizer Spielfilm von Adrian Lipp) haben Sie bekanntgemacht. Ausserdem spielten Sie Kabarett, texteten Chansons und Schlager, haben einen Krimi geschrieben sowie eine Schallplatte mit Schlagerparodien («Freche Wahrheiten») veröffentlicht. Seit über 40 Jahren sind Sie Schweizerin und leben in Zürich-Enge. – Frau Brünell, wann werden Sie Ihre Memoiren schreiben?
Die schreibe ich, wenn ich einmal alt bin.

Interview: Dieter Bornemann

Im April haben wir im «Schweizer Frauenblatt» das Buch «Die geheiligte Diskriminierung» von Gertrud Heinzelmann vorgestellt. Zur Marienenzyklika vom 25. März 1987 schreibt uns die Autorin:

Bemerkungen einer Feministin

Nachdem Papst Johannes Paul II. anlässlich der Neujahrsmesse 1987 auf März 1987 die neue Marienenzyklika angekündigt hatte, die auch Ausführungen über die Frauen von heute enthalten sollte, sahen die Feministinnen mit einiger Besorgnis einer möglichen konservativen, den Forschritt hemmenden Indoktrination entgegen. Das umfangreiche päpstliche Rundschreiben «Redemptoris mater – Die Mutter des Erlösers» – vom 25. März 1987 konzentriert sich – mit Ausnahme eines einzigen Abschnitts – auf die Reflexion über Maria; es enthält somit keine Vorausnahme päpstlich gewünschter Stellungnahmen im Hinblick auf die Bischofssynode im Herbst 1987. Die Leitlinien, die als Arbeitsgrundlage vom Vatikan an die Ortskirchen verschickt wurden, berücksichtigten die Frauen überhaupt nicht. Es besteht aber Hoffnung, dass einige der bischöflichen Synodalen sich des Problems aus der Sicht ihrer Länder annehmen werden.

Wenn für das erste ein die Frauen direkt betreffender Schaden als abgewendet erscheint, gibt doch die Marienenzyklika zu keinem Jubel Anlass. Maria wird in ihrer Begegnung mit dem Erzengel Gabriel in «vollkommener Verfügbarkeit gegenüber dem Wirken des Heiligen Geistes» geschildert, indem sie sich dem göttlichen Boten «mit Verstand und Willen voll unterwirft» (Kap.13). Die für das moderne Empfinden unverzichtbare Individualität der Maria wurde in der Kirchenkonstitution Lumen gentium des II. Vatikanischen Konzils geachtet, indem Maria so viel Persönlichkeit zugestanden wurde, «dass sie nicht bloss passiv von Gott benutzt wurde, sondern in freiem Glauben und Gehorsam zum Heil des Menschen mitgewirkt hat» (Kap. 56).

Ernsthaft zu beanstanden ist insbesondere die Schilderung des Pfingstgeschehens, welches sich nach dem Wortlaut der Enzyklika nur zwischen Maria einerseits, den Aposteln und Jüngern andrerseits zugetragen habe, obwohl nach der zitierten Apostelgeschichte im «Obergemach» – wo das Pfingstgeschehen stattfand – «die Frauen mit Maria im Gebet verharrten». Die «Unterschlagung» der Frauen bedeutet nichts weniger als eine Verfälschung des Textes, die bildlich schon in dem aus Ostsyrien stammenden Rabbula Codex (Evangeliar) des Mönchs Rabbula von 586 sichtbar wurde. In diesem vermutlich ältesten Pfingstbild wird allein Maria unter den Aposteln weilend dargestellt, es diente als Prototyp für die ungezählten Pfingstbilder im Lauf der kommenden Jahrhunderte. Aber es stand doch über Maria dieselbe Flamme wie über den Aposteln. Zu meiner Bestürzung habe ich im letzten Herbst eine weitere antifeministische Entwicklung

Noch immer weitverbreitet: die rührselige Maria.

des Pfingstbildes in der nach dem 2. Weltkrieg erbauten Konventskirche des «Cenacolo» (Frauenkloster) in Mailand festgestellt: Es fehlt über Maria sogar die Flamme des Hl. Geistes! Offenbar hat sich der Papst dieser neuesten Verfälschung des aus der Apostelgeschichte stammenden Pfingstgeschehens angeschlossen, wenn er ohne weitere Begründung behauptet: «Maria hat nicht diese apostolische Sendung direkt empfangen» (Kap. 26).

Die verstümmelt wiedergegebene Bibelstelle beinhaltet den zur kirchlichen «Tradition» gewordenen Ausschluss aller Frauen aus der «Erfüllung mit dem Heiligen Geist», welche Sinn und Inhalt des Pfinstgeschehens ausmacht und als grundlegend für die entstehende Kirche angesehen wird. Sendung gegenüber Frauen – inklusive Maria – darf also nicht sein. Dennoch wird Maria – der Tradition entsprechend – wiederholt zum «Typus der Kirche» erklärt, welche doch gerade diese Sendung im höchsten Mass beansprucht.

Zitiert wird in der Enzyklika das ganze Magnificat, auch jene für die progressiven Frauen so wichtigen Verse «... Er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen». Die Stelle bleibt erwartungsgemäss ohne Kommentar; der Bezug auf die Frauen erfolgt nicht hier, sondern gegen den Schluss der Enyklika in einem einzigen kurzen Abschnitt: «Im Licht Marias erblickt die Kirche auf dem Antlitz der Frau den Glanz einer Schönheit, die die höchsten Gefühle wiederspiegelt, deren das menschliche Herz fähig ist: die vorbehaltlose Hingabe der Liebe; eine Kraft, die grösste Schmerzen zu ertragen vermag; grenzenlose Treue und unermüdlicher Einsatz; die Fähigkeit, tiefe Einsichten mit Worten des Trostes und der Ermutigung zu verbinden (Kap. 46).

Es sind grosse, rhetorische Worte einer durch Männer dominierten Kirche, die den Frauen weder innerkirchliche Kompetenzen noch liturgische Dienste zubilligt, die sich bisher nicht die geringste Mühe gegeben hat, sich in einer formellen Erklärung von der Misogynie (Frauenfeindschaft) der Kirchenväter, Scholastiker und Theologen zu distanzieren. Die vielgerühmte «Tradition der Kirche» besteht in dem von ihren Leuchten gelehrten körperlichen und geistigen Minderwert der Frau, wissenschaftlich nachweisbaren Fehlurteilen, die im gesamten historischen Verlauf den Grund zu deren Ausschluss von Ordination, Priesteramt und Diakonat abgab.

Gertrud Heinzelmann

Umweltbewussteres Haushalten

Eine Mehrheit der Deutschschweizer hält sich nicht nur für umweltfreundlich, sie hat auch ihr Konsumverhalten entsprechend verändert und achtet bei der Auswahl von Produkten auf ihre Umweltverträglichkeit. In der Westschweiz besteht hingegen ein geringeres Umweltbewusstsein. Zu diesem Schluss gelangte eine am Samstag in Hergiswil (NW) veröffentlichte repräsentative Umfrage des Instituts für Marktanalysen AG (IHA) bei knapp 2000 Haushaltungen.

Bei der im vergangenen Juli, zwei Monate nach dem Reaktorunfall in Tschernobyl, durchgeführten Marktanalyse erklärte sich knapp die Hälfte der befragten Haushalte in der Deutschschweiz bereit, Konsumeinschränkungen zugunsten einer besseren Umwelt in Kauf zu nehmen, und hoffte auch auf entsprechende Impulse seitens des Staates und der Industrie. Weniger als ein Drittel der Befragten zeigte eine äusserst geringe Bereitschaft zur Verhaltensänderung. Dagegen fand laut Umfrage die Mehrzahl der Welschen die Umweltdiskussion masslos übertrieben.

Durch eine repräsentative Stichprobe von Schweizer Haushalten, welche ein genaues Tagebuch über ihre Einkäufe führten, konnte das IHA prüfen, ob die sich als umweltbewusst einschätzenden Haushalte auch entsprechend handeln, und stellte ein markant verändertes Konsumverhalten fest. So kauften «umweltbewusste» Haushalte auch ernährungsbewusst ein, zogen Frischprodukte Konserven vor und achteten auf die Verpackung. Sie mieden auch Produkte, die als umweltschädlich eingestuft werden. Der Verbrauch dieser Haushalte an Automaten-Geschirrspülmittel war beispielsweise um einen Drittel geringer als jener der anderen Haushalte; sie kauften zwanzig Prozent weniger Aerosol-Deodorants und konsumierten 50 Prozent mehr offene Milch als weniger umweltbewusste. (Aus «NZZ»)

Mehr Frauen in den eidgenössischen Räten?

In einem Punkt sind sich wichtige politische Organisationen einig: Nach den National- und Ständeratswahlen im kommenden Herbst sollen die Frauen nicht mehr nur mit einem Anteil von zehn Prozent im Parlament vertreten sein. Zur Stärkung der Frauenvertretung schlagen sie jedoch sehr unterschiedliche Wege ein. Während die Linke auf Frauenlisten und Quotenregelungen setzt, wollen die bürgerlichen Parteien vor allem die einzelnen Kandidatinnen moralisch und fachlich unterstützen. Eine besondere Kampagne haben Frauenorganisationen ins Auge gefasst.

«Wir wollen die 10-Prozent-Marke hinter uns lassen», fasst Christiane Langenberger, Präsidentin des Schweizerischen Verbandes für Frauenrechte, in Übereinstimmung mit den meisten Parteien die Zielvorstellungen für die kommenden Wahlen zusammen. Derzeit sitzen 24 Frauen in den insgesamt 246 Mitglieder zählenden eidgenössischen Räten. Der Frauenanteil blieb damit seit den Wahlen von 1979 praktisch unverändert bei zehn Prozent, nachdem er bei Einführung des Frauenstimmrechts im Jahre 1971 fünf und in den Wahlen von 1975 sieben Prozent erreicht hatte.

Die Poch haben ihre Frauenquote von 60 Prozent im Nationalrat bereits erreicht. Die SPS hat im vergangenen Jahr eine Quotenregelung eingeführt, die den Frauen in allen Parteigremien und auf den Wahllisten eine Vertretung von mindestens einem Drittel garantieren soll. Die Quote wird allerdings nur auf fünf von elf bisher bekannten SP-Listen für die Nationalratswahlen erreicht oder überschritten, wie eine kürzlich veröffentlichte Zusammenstellung des SPS-Sekretariats zeigt. Einen Schritt weiter geht die Berner SP, die mit einer Frauen- und einer Männerliste in die Wahlen zieht.

Die bürgerlichen Parteien dagegen lehnen fixe Prozentanteile und Frauenlisten ab. Frauen müssten in erster Linie durch Leistung überzeugen, erklärte Regula Frei-Stolba, Präsidentin der Schweizerischen Vereinigung Freisinnig-demokratischer Frauen (SVFF), auf Anfrage. Die FDP übertrage ihren Politikerinnen das Präsidium von Kommissionen, damit sie sich profilieren könnten. Weiter lege die SVFF ein Schwergewicht auf die Kandidatinnenschulung. Seit der Wahl von Elisabeth Kopp in den Bundesrat habe die Zahl der politisch interessierten Frauen in der FDP deutlich zugenommen. Auch in der CVP haben die Bundesratskandidatur von Judith Stamm und die Wahl von Eva Segmüller zur Parteipräsidentin zahlreiche Frauen ermutigt, wie Ruth Grossenbacher-Schmid, Präsidentin der Arbeitsgemeinschaft der CVP-Frauen, erklärt.

Eine besondere Anstrengung will die SVP bei den kommenden Wahlen unternehmen, um mindestens eine SVP-Vertreterin ins Parlament zu bringen. So werden im Kanton Bern drei Frauen auf die Spitzenplätze der SVP-Liste gesetzt. Im Kanton Zürich steht eine ähnliche Privilegierung nach Angaben von SVP-Vizepräsidentin Christine Ungricht jedoch nicht zur Diskussion. Rückhalt finden die Kandidatinnen auch bei den Frauenorganisationen. Unter dem Motto «Jetz bruuchts Froue» will der Schweizerische Verband für Frauenrechte eine landesweite Plakatkampagne lancieren, wie Christiane Langenberger auf Anfrage bekanntgab. Die Frauenorganisationen, die dem Dachverband angehören, haben schätzungsweise 450000 Mitglieder. Daneben beschränken sich die meisten Frauenorganisationen darauf, Kandidatinnen aus ihren eigenen Reihen zu unterstützten, wie eine Umfrage beim Bund schweizerischer Frauenorganisationen, beim Evangelischen Frauenbund der Schweiz und beim Schweizerischen Katholischen Frauenbund zeigte.

Es sei zu erwarten, dass deutlich mehr Schweizerinnen an die Urnen gehen würden, wenn sie sich von Umweltfragen persönlich betroffen fühlten, erklärte Erich Gruner, früherer Leiter des Forschungszentrums für schweizerische Politik an der Universität Bern. Der Anteil der stimmenden und wählenden Frauen liegt zurzeit im Normalfall 12 % unter demjenigen der Männer. Wenn es um Zukunftsperspektiven in Umwelt-, Energie- und Verkehrsfragen geht, nehmen Frauen nach Angaben des Berner Politologen Claude Longchamp eine «progressivere» Haltung ein als Männer. Frauen haben denn auch bei den letzten eidgenössischen Wahlen im Jahre 1983 den Grünen zu ihrem Wahlerfolg mitverholfen. (Aus «NZZ»)

Finnland: Schritte zur Gleichberechtigung der Geschlechter

In Finnland trat zu Jahresbeginn ein Gleichberechtigungsgesetz in Kraft, das jegliche Diskriminierung der Frau im Berufsleben untersagt. Ausgenommen davon sind jedoch «der Religionsübung dienende Tätigkeiten der evangelisch-lutherischen Kirche, der orthodoxen Kirche und anderer religiöser Vereinigungen».

Die Regierung begründete diese Klausel damit, dass sie das Recht auf freie Religionsübung nicht einschränken und auch auf die Frauenordination, die in der lutherischen Kirche nach heftigen Debatten voraussichtlich 1988 in Kraft treten wird, nicht Einfluss nehmen wolle. Nach Ansicht kirchlicher Beobachter bedeutet die Einführung der Frauenordination, dass auch im «Bereich der Religionsübung die Gleichberechtigung der Geschlechter voll verwirklicht wird». Nur das Bischofsamt bleibt Frauen weiterhin verschlossen. (EPD)

Frauen in der Türkei

Frauen aus der traditionsorientierten Gesellschaft wählen noch heute ihren Zukünftigen nicht selbst. Auch Sevim ist mehr oder weniger unfreiwillig in ihre Ehe hineingeschlittert. Ihr Mann hatte sie schlicht und einfach entführt. Verschiedene Gründe veranlassen einen jungen Mann in der Türkei, seine Braut zu entführen: Zum einen kann er damit die Einwilligung des Brautvaters umgehen, zum andern braucht er keinen Brautpreis zu bezahlen. Durch die Entführung ist der Ruf des Mädchens ruiniert, und es findet sich kein ernsthafter Bewerber mehr, wenn es den Entführer nicht heiratet. Der Brautkauf ist zwar gesetzlich verboten, aber in traditionsgebundenen Familien wird immer noch ein Brautpreis entrichtet. Im Westen belächelt man den Brautpreis oft als archaisches Relikt, das die Frau diskriminiert. In Tat und Wahrheit hatte der Brautpreis in der intakten traditionellen Gesellschaft vielseitige Funktionen. Unter anderem konnte, falls der Mann sie verliess, die Frau auf dieses Geld zurückgreifen. Im heutigen Spannungsfeld zwischen westlicher Modernisierung und muslimischem Fundamentalismus tragen die alten Sitten allerdings zur Diskriminierung der Frau bei. Selbstbestimmung ist für die *Gecekondu*-Frauen ein Fremdwort. Sevim dürfte beispielsweise nie in der Stadt eine Arbeit annehmen: «Mein Mann würde das mit allen Mitteln verhindern. Er würde schon wütend, wenn ich nur wagte, ihn das zu fragen.»
Frauen zählen hier im wahrsten Sinne des Wortes nichts: Sevims Schwiegervater und die Schwiegermutter weilten während unseres Besuches ebenfalls in Limontepe. Sein ganzes Wesen strahlt patriarchalische Dominanz aus – er ist nicht unfreundlich, doch sehr auf seine Würde bedacht. Setzt er sich auf die Couch, weist er seiner Frau den Platz zu seinen Füssen zu. Wie ein Hund gehorcht sie. Stolz berichtet er von seinen zehn wohlgeratenen Kindern. Im Verlauf des Gesprächs stellt sich heraus, dass seine Frau 21mal schwanger war. Sieben Kinder sind früh gestorben, wo sind die restlichen vier? Nun, die vier sind Mädchen. Über die zehn Knaben spricht man, über die vier Mädchen schweigt man sich aus.
Es wäre ein Irrtum zu glauben, die türkischen Frauen seien depressiv und hätten Minderwertigkeitskomplexe. Sind keine Männer zugegen, treten Sevim und ihre Schwiegermutter bemerkenswert selbstbewusst auf. Wie auf dem Land üblich, ziehen die Gecekondu-Frauen ihre Kinder gemeinsam auf, verrichten zusammen die täglich anfallenden Arbeiten. Diese starke Frauengemeinschaft gibt den Gecekondu-Bewohnerinnen einen sozialen Rückhalt, den wir leicht unterschätzen.
Sevim berichtet, dass es für rund 25 Haushalte mit je fünf bis sechs Personen nur einen Wasserhahn gibt. Das Wasser läuft ohne Druck; bis ein 10-Liter-Eimer gefüllt ist, muss man rund zehn Minuten warten. Besonders mühsam ist jedoch, dass die Wasserleitungen auf Limontepe nur jeden zweiten Tag Wasser führen. Für die Frauen ist diese Situation beinahe unerträglich. Stundenlanges Warten und Schlange stehen gehören zur Tagesordnung.
Doch den Frauen gibt das anderseits auch die Möglichkeit, ohne Eile zusammenzustehen, miteinander zu plaudern und über Probleme zu diskutieren. Unterdessen tummeln sich alle Kinder rund um sie und um den Wasserhahn. Die Mütter stricken, sticken oder flicken. Leistungsdruck oder Stress ist unbekannt. Ebensowenig kann eine Frau vereinsamen und sich still in ihren psychischen Tiefs verlieren. Die Zustände in Limontepe sind nicht zu idealisieren – Sevim spricht von Zänkereien, die tagtäglich wegen des Wassers entstünden –, doch das Leben in dieser Siedlung hat auch positive Aspekte.

Susan Boos im «Tages-Anzeiger»-Magazin

Gescheite Mädchen

Nun ist endlich Schluss mit dem Jahrhunderte alten Ammenmärchen, Mädchen seien dümmer und unbegabter als die Buben. Die Untersuchung («Blick» berichtete) hat es klar gezeigt: Sie haben bessere Noten, sie kommen fast überall besser draus, sie sind motivierter – und da schau an –, auch leistungsorientierter.
Ihre Sprache ist geschliffen. Vielleicht kommt's daher, dass Mädchen weniger fluchen, sich mehr überlegen und schon früh ein gewisses «Standesbewusstsein» entwickeln, wo die Buben immer noch Indianerlis spielen.
Früher konzentrierten sich die Lehrer darauf, uns Buben den Stoff einzuhämmern – die Mädchen gingen so unter «ferner liefen». Sie wurden als zukünftige «Mütter», die Kochen und Waschen lernen mussten, «vergessen», um später den Herren der Schöpfung besser dienen zu können.
Hätte man damals schon ihre Neigungen und Fähigkeiten mehr unterstützt, dann, wer weiss, hätten das Frauenstimmrecht und der Einzug junger Frauen in die Chefetagen viel früher Chancen gehabt.
Vielleicht sollten die Ausserrhödler Appenzeller, die jetzt wieder einen zähen Anlauf nehmen, um ihren Frauen das Stimmrecht doch noch zu geben, diese aufschlussreiche Studie in ihre Vorbereitungsarbeit einbeziehen. Damit wäre mit dem Vorurteil Schluss, dass Frauen mehr Mühe mit Gesetzesmaterien haben.
Für die Zukunft, so meine ich, ist die Studie von unschätzbarem Wert, denn sie liefert eine gute Grundlage, um nicht einfach alle gescheiten Frauen, die in allen Berufen nachdrängen, als «spinnige Emanzen» abzutun.
Und den Mädchen kann man nur sagen: Macht weiter so, dann wird sich die Gleichberechtigung von allein erfüllen.

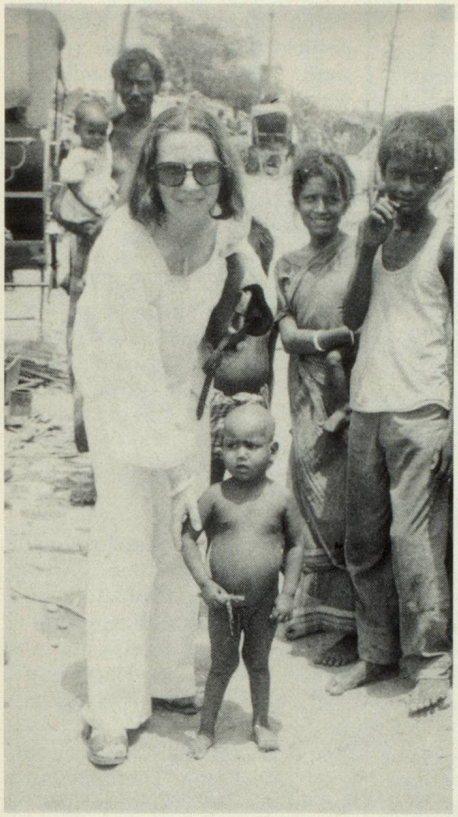
Turi Honegger im «Blick»

Hauspflegerinnen

Hauspflegerinnen kommen in Zürich immer öfter bei Betagten zum Einsatz, die ohne Unterstützung ihre gewohnte Umgebung verlassen müssten. Zudem helfen Hauspflegerinnen Behinderten und Langzeitpatienten, die zu Hause wohnen. Sie springen für Mütter ein, die ins Spital müssen, und pflegen kranke Kinder von alleinstehenden Müttern, wenn diese tagsüber nicht daheimbleiben können.
In Zürich arbeiten die Hauspflegerinnen gewöhnlich an einem Tag in mehreren Haushalten. Dort erledigen sie Hausarbeiten, verrichten die Grundpflege bei Kranken, machen mit betagten Menschen Spaziergänge oder Hausaufgaben mit Schulkindern.
Meistens werden Hauspflegerinnen aufgrund einer ärztlichen Verordnung angefordert. In diesen Fällen übernehmen die Krankenkassen rund die Hälfte der Kosten. Diese sind, je nach Leistung der Hauspflegerin und Einkommensverhältnissen der hilfsbedürftigen Personen, unterschiedlich.
Im «Spitex Zentrum Albisrieden» sind zurzeit sechs diplomierte Hauspflegerinnen, zwei in der Ausbildung befindliche Praktikantinnen und drei Mitarbeiterinnen in der Hauspflege tätig. «Wir haben pro Woche etwa 50 bis 55 Personen oder Familien zu betreuen», erklärt die Vermittlerin Pia Ricklin. «Dieser Arbeitsaufwand entspricht etwa sieben Stellen, die die elf Frauen untereinander aufteilen.»

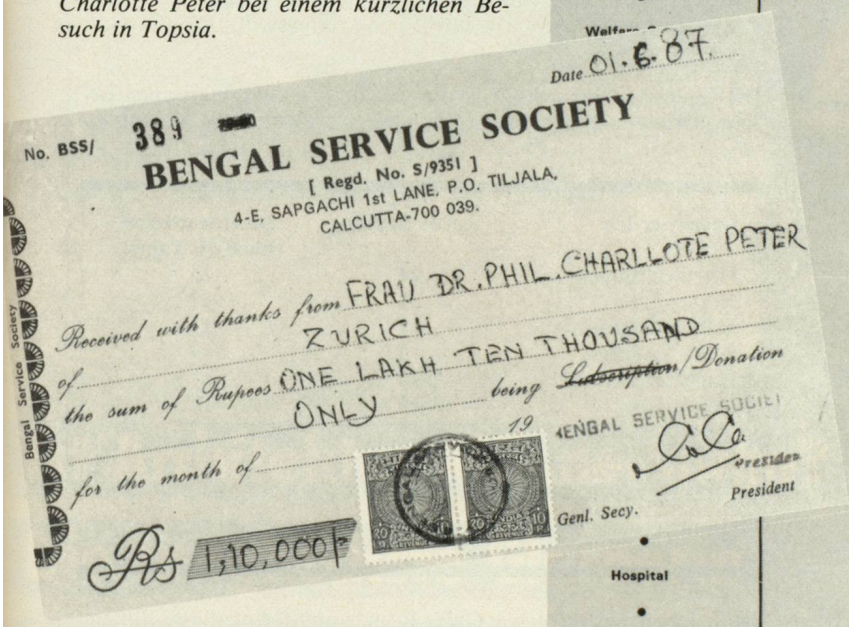
Brigitte Morf in der «annabelle».

Dank aus Calcutta



Charlotte Peter bei einem kürzlichen Besuch in Topsia.

Erinnern Sie sich: Im Januar baten wir um Hilfe für Slumfrauen in Calcutta. Das Ergebnis übertraf alle unsere Erwartungen: die Leserinnen des «Schweizer Frauenblattes» zeigten sich derart grosszügig, dass wir nun recht vielen Frauen helfen können. Ein Cheque über 110000 Rupien ging an die Bengal Service Society und wurde bereits recht herzlich verdankt. Zusätzlich erklärte sich eine Leserin bereit, dem Hilfswerk jährlich eine Summe von 500 US-Dollar zukommenzulassen. Herzlichen Dank an alle Spenderinnen.



No. BSS/ 389

BENGAL SERVICE SOCIETY
[Regd. No. S/9351]
4-E, SAPGACHI 1st LANE, P.O. TILJALA,
CALCUTTA-700 039.

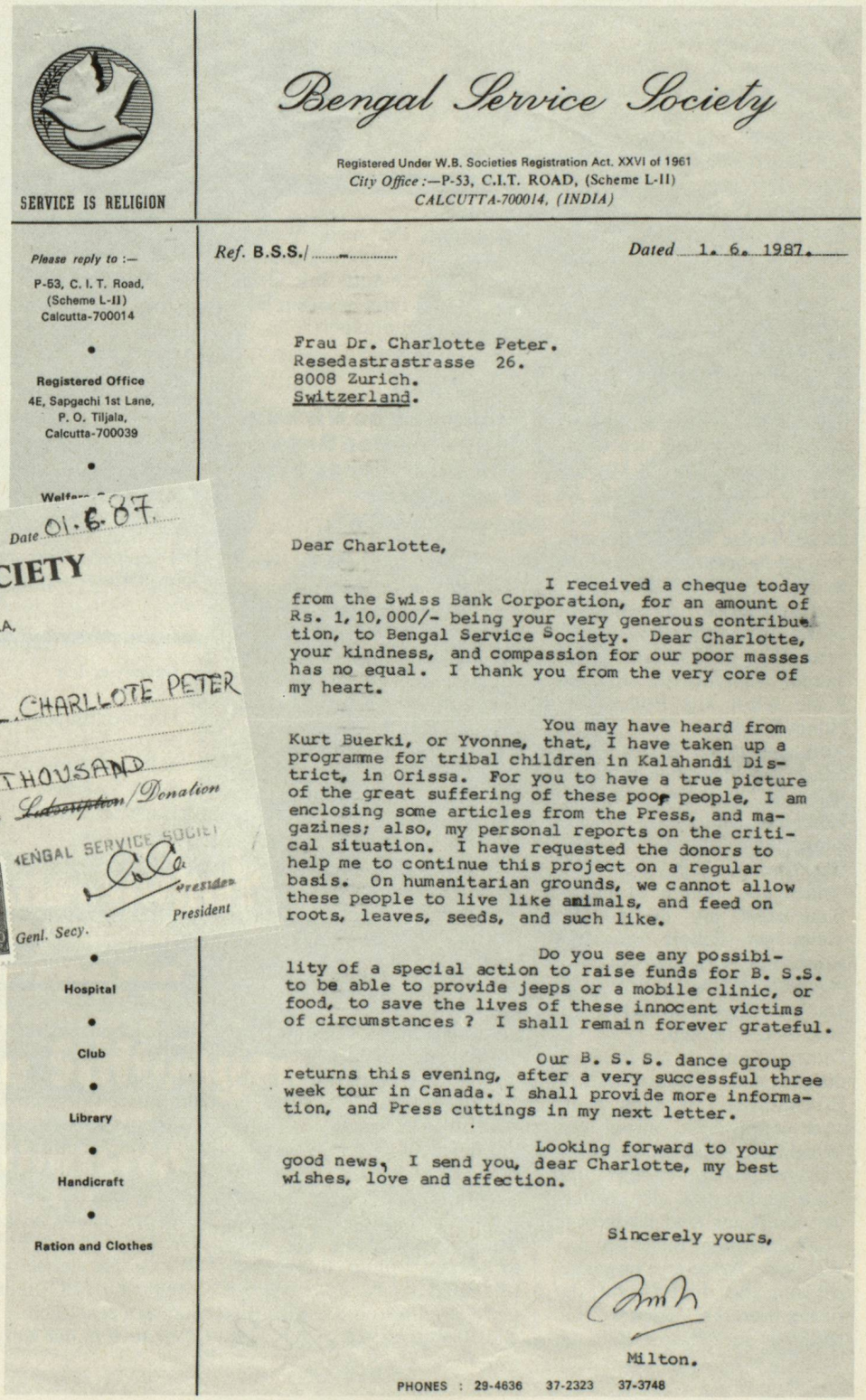
Date 01.6.87

Received with thanks from FRAU DR. PHIL. CHARLLOTE PETER
ZURICH
of the sum of Rupees ONE LAKH TEN THOUSAND ONLY being ~~Subscription~~/Donation
for the month of 19

BENGAL SERVICE SOCIETY
President
President
Genl. Secy.

Rs 1,10,000/-

Bengal Service Society



SERVICE IS RELIGION

Bengal Service Society

Registered Under W.B. Societies Registration Act. XXVI of 1961
City Office :—P-53, C.I.T. ROAD, (Scheme L-II)
CALCUTTA-700014, (INDIA)

Please reply to :—
P-53, C. I. T. Road,
(Scheme L-II)
Calcutta-700014

Registered Office
4E, Sapgachi 1st Lane,
P. O. Tiljala,
Calcutta-700039

Welfare

Hospital

Club

Library

Handicraft

Ration and Clothes

Ref. B.S.S./ .....

Dated 1. 6. 1987.

Frau Dr. Charlotte Peter.
Resedastrastrasse 26.
8008 Zurich.
Switzerland.

Dear Charlotte,

I received a cheque today from the Swiss Bank Corporation, for an amount of Rs. 1,10,000/- being your very generous contribution, to Bengal Service Society. Dear Charlotte, your kindness, and compassion for our poor masses has no equal. I thank you from the very core of my heart.

You may have heard from Kurt Buerki, or Yvonne, that, I have taken up a programme for tribal children in Kalahandi District, in Orissa. For you to have a true picture of the great suffering of these poor people, I am enclosing some articles from the Press, and magazines; also, my personal reports on the critical situation. I have requested the donors to help me to continue this project on a regular basis. On humanitarian grounds, we cannot allow these people to live like animals, and feed on roots, leaves, seeds, and such like.

Do you see any possibility of a special action to raise funds for B. S.S. to be able to provide jeeps or a mobile clinic, or food, to save the lives of these innocent victims of circumstances ? I shall remain forever grateful.

Our B. S. S. dance group returns this evening, after a very successful three week tour in Canada. I shall provide more information, and Press cuttings in my next letter.

Looking forward to your good news, I send you, dear Charlotte, my best wishes, love and affection.

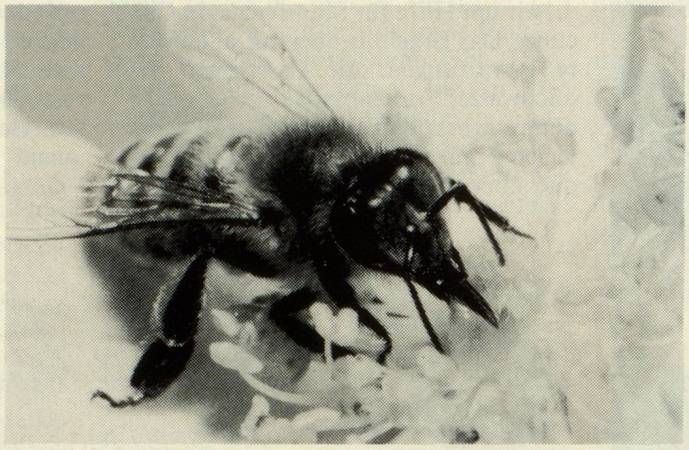
Sincerely yours,

Milton.

PHONES : 29-4636 37-2323 37-3748

Wäre ich eine Königin und müsste Tag für Tag bis ins hohe Alter grosse Leistungen vollbringen, würde ich nach einem Stärkungs- und Heilmittel suchen, welches mir auf lange Zeit vitale Kraft verleihen würde.
Es gibt viele Prinzessinnen und Königinnen auf dieser Welt. Die einen frönen einem bequemen und lebenslustigen Dasein, die anderen sind mit Aufgaben der Repräsentation und des Händeschüttelns beschäftigt.
Doch die am meisten beschäftigten und arbeitsreichsten Königinnen habe ich im Bienenstock beobachtet. Innerhalb kürzester Zeit und unter kräftiger Fütterung durch die Arbeitsbienen legt die Königin in speziell vorbereitete und geputzte Zellen Ei um Ei, zwischen 1000 und 3000 täglich, und sichert sich damit ein ständiges Heer von ca. 10000 Untertanen. Es besteht keinerlei Zweifel, dass die Königin nicht von sich aus zu solchen Rekordleistungen imstande ist, hätte sie nicht ein Mittel zur Hand, welches ihr königliche Kräfte verleihen würde.
Seit vielen Jahren haben Wissenschaftler im Bienenstaat nach diesem Kräftigungsmittel geforscht, welches den tierischen Organismus mit königlicher Vitalität ausstattet. Es heisst Gelee Royale (Königinnensaft) oder Weiselfuttersaft, den die Arbeitsbienen zur Fütterung ihrer Königin aus der Futtersaftdrüse ausscheiden. Dieses majestätische Elixier wird allein der Königin vorbehalten, während die Diät der Biene selbst aus Pollen und Honig besteht.
Aufgrund dieser Beobachtung haben die Menschen schon in frühester Zeit versucht, den Königinnenfuttersaft für ihre Gesundheit und ihr Wohlbefinden einzusetzen. Seit Tausenden von Jahren ist ja der Bienenstaat ein Freund des Menschen. Schon im alten Rom, in Griechenland, in Ägypten und Assur verwendeten Ärzte Bienenprodukte zum Heil ihrer Kranken.
Diese Kunst, untermauert durch neue wissenschaftliche Erkenntnisse, ist auch heute noch gegenwärtig. Wie eh und je bedienen sich auch im zwanzigsten Jahrhundert Ärzte und Naturheilkundige der heilenden Kraft aus dem lebendigen «Laboratorium Bienenstock». Was viele Ärzte aus vergangener Zeit über die Heilkraft der Bienenprodukte bewiesen haben, hat in jüngster Zeit der

Königliche Heilkraft bei Wechseljahrbeschwerden



Frauenarzt Dr. med. Werner Salomon aus Hamburg anhand eines Patiententests mit Gelee Royale und fermentierten Blütenpollen untermauert.

Erstaunliche Wirkungen von Gelee Royale und Bienenbrot bei Wechseljahrbeschwerden

Im Patiententest von Dr. med. W. Salomon wurde insbesondere die Wirkung von Königinnenfuttersaft (Gelee Royale) in Kombination mit fermentierten Blütenpollen bei Wechseljahrbeschwerden der Frauen geprüft. Die Wechseljahre der Frau werden als Klimakterium bezeichnet, wobei zwischen dem 40. und 50. Lebensjahr die Menopause eintritt, d.h., es erlischt langsam die Ausschüttung der Eierstockhormone (Östrogene). Die Menstruationsblutung wird allmählich unregelmässig und bleibt nach einer gewissen Zeit völlig aus. Die klimakterischen Ausfallserscheinungen sind sehr unterschiedlich. Bei einer Frau können sie völlig fehlen, bei einer anderen sind sie geringfügig oder stark.
Oft findet es der Arzt notwendig, beim Beschwerdekomplex des Klimakteriums den Menstruationszyklus der Gebärmutter mit Hilfe von Östrogenen zu verlängern, was aber nicht ganz ohne Risiko ist. Doch dieser Zustand befriedigt nicht, weil durch die substituelle Therapie die Natur der Frau mit künstlichen Hormonen betrogen wird. Infolge dieser therapeutischen Unbefriedigtheit suchte man nach Alternativen, die zu Gelee Royale führten. Seit 1958 gibt es zahlreiche Feldstudien und Doppelblindtests zur Behandlung des klimakterischen Syndroms mit Gelee Royale, einem Melbrosin-Produkt aus dem Haus Apisana, St. Gallen. Insbesondere prüfte Frauenarzt Dr. W. Salomon die Melbrosia-FPG-Kautabletten. Eindeutig konnte festgestellt werden, dass bei allen Probandinnen sich das Allgemeinbefinden erheblich besserte. Haut und Bindegewebe nahmen einen festeren Turgor an, das Körpergewicht wurde teilweise reduziert, die Lebenseinstellung wurde insgesamt positiver, und damit machten alle Frauen einen jüngeren Eindruck, als ihrem Alter entsprach.
Das Probandinnen-Kollektiv bestand aus 42 Frauen, von 40 Lebensjahren aufwärts, Berufstätige und Nicht-Berufstätige. Alle Frauen erhielten nach einer gründlichen gynäkologischen Untersuchung das Präparat Melbrosia-FPG-Kautabletten, zusammengesetzt aus 380 mg von der Biene fermentierten Pollen, 20 mg Gelee Royale und 25 mg Vitamin C. Vor der Kur wurden die klimakterischen Beschwerden von wechselnder Intensität registriert. Alle Probandinnen klagten z.B. über Hitzewallungen und Nachtschweiss, ferner gaben 21 Frauen Nervosität und Konzentrationsschwäche an.
Bei der Kontrolluntersuchung nach 30 Tagen Therapie mit Melbrosia-FPG-Kautabletten wurde eine erstaunliche Wirkung festgestellt.

Die folgende Übersicht zeigt die Anzahl der klimakterischen Beschwerden vor und nach der Einnahme von Melbrosia-Kautabletten:

Beschwerden	vor Beginn	beschwerdefrei nach 30 Tagen
Hitzewallungen	24	23
Nervosität	21	17
Schwindelgefühl	11	11
Schlaflosigkeit	13	9
Nachtschweiss	24	17
Depression	16	16
Herzjagen	13	7
Konzentrationsschwäche	21	21
Verdauung	22	16
Wadenkrämpfe	12	8
Kopfschmerz	6	4

Diese Übersicht zeigt, wie Gelee Royale und fermentierte Blütenpollen in Melbrosia-FPG-Kautabletten als königliches Heilmittel wirkten.
Optimale Wirksamkeit zeigt die Kombination von fermentierten Blütenpollen und Gelee Royale, wie sie im Präparat Melbrosia FPG (= *F*ructose *P*ollen und *G*elee Royale) enthalten ist. Durch den Fermentationsprozess werden die Blütenpollen aufgeschlossen, so dass die wertvollen Vitalstoffe vom menschlichen Organismus erst richtig aufgenommen werden können.
Der Gelee Royale in Melbrosia FPG ist lyophilisiert, wodurch die Wirkstoffe viel besser beschützt und haltbar sind.
Melbrosia FPG ist in allen Apotheken, Drogerien und Reformhäusern erhältlich.
Neu auch in der Kurpackung mit 50 Kautabletten erhältlich.